

WEIBLICHKEIT!?
UND SOZIALE ARBEIT

*EINE THEORETISCHE BETRACHTUNG DES
PROFESSIONALISIERUNGSDISKURSES
DER SOZIALEN ARBEIT AUS DER
GESCHLECHTERPERSPEKTIVE*

Master-Thesis

Weiblichkeit!? und Soziale Arbeit

Eine theoretische Betrachtung des Professionalisierungsdiskurses der Sozialen Arbeit aus der Geschlechterperspektive

Verfasst von: Andrea Scherrer

Studienbeginn: Herbstsemester 2010

Fachbegleitung: Prof. Gabriella Schmid
FHS St. Gallen
Hochschule für Angewandte Wissenschaften
Fachbereich Soziale Arbeit

Master in Sozialer Arbeit
Bern | Luzern | St. Gallen | Zürich

Abgabedatum: 3. August 2012

Abstract

Die vorliegende Master-Thesis beleuchtet die Zusammenhänge zwischen einem nahezu geschlechtsneutral geführten Professionalisierungsdiskurs und der Sozialen Arbeit als Frauenberuf. Übergeordnet wird die Fragestellung bearbeitet, inwiefern Erkenntnisse der Gender/Queer Studies dazu beitragen können, die herrschenden Geschlechterverhältnisse und ihre Auswirkungen auf die Professionalisierung der Sozialen Arbeit zu verstehen und zu verändern. Die Gender/Queer Studies werden als theoretische Grundlage genutzt. Es wird aufgezeigt, dass die gesellschaftliche Abwertung der Sozialen Arbeit in ihrer Nähe zur Reproduktionsarbeit liegt. Des Weiteren wird gezeigt, dass in historischer Perspektive Soziale Arbeit nicht durchgängig als Frauenberuf, sondern auch als Männerberuf konstruiert wurde. Der Verdacht, die zunehmende Managerialisierung der Sozialen Arbeit verweise auf den Versuch, Soziale Arbeit als männlich konnotierten Beruf zu konstruieren, kann bestätigt werden. Aus sprachpolitischer Sicht wird die Benennung der Sozialen Arbeit als Frauenberuf wegen ihrer performativen Wirkung als problematisch ausgewiesen. Es wird schlussgefolgert, dass eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit nur als Gemeinschaftsprojekt der Geschlechter angegangen werden kann und in den Organisationen dafür strukturelle Rahmungen zur Verfügung gestellt werden müssen. Von der Gesellschaft schliesslich wird Soziale Arbeit nicht nur beeinflusst, sie kann ihr gegenüber hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse eine Vorbildfunktion übernehmen.

Keywords: Geschlecht, Frauenberuf, Professionalisierung, Gender/Queer Studies

Vorwort

„ZEIT STATT GELD – DIE WÄHRUNG FÜR DIE FRAU. DIE STADT ST. GALLEN WILL PENSIONIERTE MIT ZEITGUTSCHRIFTEN ENTLÖHNEN, WENN SIE HILFSBEDÜRFTIGE SENIORINNEN BETREUEN. DOCH BEI GENAUEM HINSEHEN ENTPUPPT SICH DAS MODELL ALS VERKAPPTES SPARVORLAGE, DIE DEN FRAUEN MEHR UNBEZAHLTE ARBEIT AUFBÜRDEN DÜRFTE“ (BOOS, 2012, S. 3).

Wie viel Wert hat die Arbeit von Frauen? Wer beurteilt das? Wieso soll das anders sein als bei Männern? Was hat das überhaupt mit Geschlecht zu tun? – Und was mit Sparen?

Es ist schwierig, in unserer Gesellschaft über Gleichberechtigung oder gar Geschlechterbenachteiligung zu sprechen. Ob es dabei um die Benachteiligung von Frauen, von Männern oder von Menschen geht, die sich keinem der beiden in unserer Gesellschaft zur Verfügung stehenden Geschlechter zuordnen können oder wollen, macht keinen Unterschied. Die Gründe dafür sind vielschichtig, emotional und diffus. Das zeigt sich auch, wenn der Frage nach dem vermeintlich Weiblichen in der Sozialen Arbeit nachgegangen wird.

Diese Master-These entstand aus dem persönlichen Interesse, theoretische Grundlagen zu erarbeiten, um auf Fragen, wie sie jene oben zitierten Zeilen aus der WOZ aufwerfen, fundierte und sachliche Antworten zu finden.

Dank

An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bei Prof. Gabriella Schmid für die fachliche Begleitung bedanken! Ihre kritischen Hinweise waren hilfreich und die konstruktiven Rückmeldungen wirkten bestärkend.

Ein besonderer Dank geht auch an all jene, die meine Texte gelesen und mit mir darüber anregende Diskussionen geführt haben. Dieser Austausch hat mich in meinem sonst eher einsamen Prozess inspiriert und weitergebracht.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Fragestellungen	1
1.2	Begriffsklärungen	3
1.3	Aufbau der Arbeit	4
2	Historische Entwicklungen	5
2.1	Von den Frauenbewegungen zur Frauen- und Geschlechterforschung	5
2.1.1	Die Geschlechterdifferenz im 18. Jahrhundert	5
2.1.2	Die Wellen der Frauenbewegungen	7
2.1.3	Die Frauenforschung	9
2.1.4	Die Geschlechterverhältnissforschung	10
2.1.5	Die Männerforschung	11
2.1.6	Die Geschlechterforschung	12
2.2	Vom Zusammenhang der Frauenbewegungen und der Entstehung der Sozialen Arbeit als Beruf	12
2.2.1	Einblick in die Praxis: Von der Armenfürsorge zur Sozialarbeit	13
2.2.2	Einblick in die Ausbildung: Von den Kursen zur Einführung in die weibliche Hilfstätigkeit bis zur Sozialarbeiterin und zum Sozialarbeiter	14
2.2.3	Einblick in die Praxis: Von der Armenerziehung zur Sozialpädagogik	15
2.2.4	Einblick in die Ausbildung: Von der Ausbildung zum Armenlehrer oder Armenerzieher bis zur Sozialpädagogin und zum Sozialpädagogen	17
2.2.5	Entwicklungen in der Ausbildungslandschaft ab 1950 bis heute	18
2.3	Zusammenfassend und ausblickend	19
3	Der Professionalisierungsdiskurs und das Geschlecht	20
3.1	Ein Überblick über die aktuelle Professionsdebatte	20
3.2	Anmerkungen aus der Geschlechterperspektive	25
3.2.1	Geschlechtersegregation im Praxisfeld	25
3.2.2	Geschlechtersegregation in der Theorievermittlung und -entwicklung	26
3.2.3	Vom Zusammenhang zwischen Geschlecht und Professionalisierungsschwierigkeiten	27
3.3	Zusammenfassend und ausblickend	30
4	Die Gender/Queer Studies	31
4.1	Die strukturorientierte Gesellschaftskritik	32
4.1.1	Arbeit als Schlüsselthema	33
4.1.2	Die <i>sex/gender</i> -Unterscheidung	36
4.1.3	Geschlecht wird modernisiert und dethematisiert	37

4.1.4	Beantwortung der leitenden Fragestellungen im Rahmen der strukturorientierten Gesellschaftskritik.....	39
4.2	Der interaktionistische Konstruktivismus	42
4.2.1	Geschlecht herstellen – <i>doing gender</i>	44
4.2.2	Arbeit konstruiert Geschlecht.....	47
4.2.3	Berufe wechseln ihr Geschlecht	49
4.2.4	Hierarchie und Differenz in der Arbeit.....	51
4.2.5	Männer in Frauenberufen und Frauen in Männerberufen.....	53
4.2.6	Die Ordnung in der Unordnung der geschlechterdifferenzierenden Reproduktionsmechanismen	55
4.2.7	Beantwortung der leitenden Fragestellungen im Rahmen des interaktionistischen Konstruktivismus	58
4.3	Der diskurstheoretische Dekonstruktivismus.....	63
4.3.1	Diskursanalyse als kritische Rekonstruktion von Machtbeziehungen.....	64
4.3.2	Judith Butlers sprachphilosophischer Blick auf Geschlecht.....	65
4.3.3	<i>Sex, gender</i> und Begehren als „intelligibles“ Geschlecht	67
4.3.4	Performativität.....	69
4.3.5	Kritische Stimmen zu Butlers Werk.....	71
4.3.6	Beantwortung der leitenden Fragestellungen im Rahmen des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus	72
4.4	Zusammenfassend und ausblickend	75
5	Schlussfolgerungen	78
5.1	Ebene der Individuen.....	78
5.1.1	Strukturorientierte Gesellschaftskritik	79
5.1.2	Interaktionistischer Konstruktivismus	79
5.1.3	Diskurstheoretischer Dekonstruktivismus	79
5.2	Ebene der Organisationen.....	81
5.2.1	Strukturorientierte Gesellschaftskritik	81
5.2.2	Interaktionistischer Konstruktivismus.....	81
5.2.3	Diskurstheoretischer Dekonstruktivismus	82
5.3	Ebene der Gesellschaft	82
5.3.1	Strukturorientierte Gesellschaftskritik	83
5.3.2	Interaktionistischer Konstruktivismus.....	83
5.3.3	Diskurstheoretischer Dekonstruktivismus	83
5.4	Zusammenfassend und ausblickend	84
	Literaturverzeichnis	87

1 Einleitung

„DIE DEBATTE ZUR PROFESSIONALISIERUNG IN DER SOZIALEN ARBEIT WIRD GEGENWÄRTIG NAHE-ZU GESCHLECHTSNEUTRAL GEFÜHRT“ (Ehlert, 2010, S. 47).

Der Professionalisierungsdiskurs in der Sozialen Arbeit verläuft entlang verschiedener thematischer Linien. Zwei oft thematisierte Linien sind in diesem Zusammenhang das Theorie-Praxis-Problem und die Fragen rund um Wirkung, Effizienz-, Effektivitätssteigerung und Ökonomisierung der Sozialen Arbeit. Eine weitere Linie bilden die Fragen zu den Geschlechterverhältnissen innerhalb der Sozialen Arbeit. Wie nach dem Zitat von Gudrun Ehlert zu vermuten ist, handelt es sich dabei um eine Linie innerhalb des Professionalisierungsdiskurses, der nicht viel Beachtung geschenkt wird. Das erstaunt bei genauerer Betrachtung.

Ausgangslage

Die Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit ist eng verwoben mit den Frauenbewegungen des vergangenen Jahrhunderts. Speziell weiblich konnotierte Fähigkeiten der Fürsorge, Beziehungspflege und Hilfe öffneten bürgerlichen Frauen die Türen zum Erwerbsleben und führten zur Etablierung der Sozialen Arbeit als anerkanntem Beruf. Diese aufgrund der bewusst formulierten Differenz zwischen Frauen und Männern gewonnene spezielle Befähigung von Frauen für diesen Beruf zeigt sich heute im Professionalisierungsdiskurs und vor allem innerhalb der Professionsdebatte als Ballast. Lotte Rose spricht von „beklemmenden Untertönen“ (Rose, 2007, S. 128), die mitschwingen, wenn Soziale Arbeit als Frauenberuf bezeichnet wird. Die immanente – aber wohl nicht immer bewusste – Diskriminierung der Frauen sowie die mit dieser Bezeichnung vorgenommene Exklusion der Männer sind neben anderen Gründen verantwortlich für diese beklemmenden Untertöne. Trotzdem werden im Professionalisierungsdiskurs geschlechtertheoretische Fragen nur marginal beachtet.

Mechthild Bereswill und Gerd Stecklina bezeichnen dies als „folgeschwere Leerstelle“ und äussern den Verdacht, dass damit „eine grundlegende Struktureigentümlichkeit dieses Feldes neutralisiert werden soll, die sich zugleich tief in die gesellschaftliche Bewertung der Sozialen Arbeit eingeschrieben hat“ (Bereswill & Stecklina, 2010, S. 11).

1.1 Fragestellungen

Mit dieser Master-Thesis soll ein Beitrag zur Bearbeitung der oben genannten Leerstelle geleistet werden. Dazu wird der Zusammenhang zwischen dem Professionalisierungsdiskurs und Geschlecht aus drei verschiedenen, aber sich ergänzenden Perspektiven der Geschlechterforschung (Gender/Queer Studies) in den Blick genommen. Die übergeordnete Fragestellung lautet:

Inwiefern können Erkenntnisse der Gender/Queer Studies dazu beitragen, die herrschenden Geschlechterverhältnisse und ihre Auswirkungen auf die Professionalisierung der Sozialen Arbeit zu verstehen und zu verändern?

Die Diskussion über Geschlecht und Soziale Arbeit ist nach wie vor aktuell, denn solange ein ungleiches Geschlechterverhältnis das Arbeitsfeld prägt, ist sie nötig. Damit Geschlechterverhältnisse verändert werden können, müssen sie in einem ersten Schritt auf ihre Gegebenheiten hin untersucht werden. Das geschieht unter Anwendung der verschiedenen Strömungen der Gender/Queer Studies. Dadurch kann *Soziale Arbeit als Frauenberuf* aus drei unterschiedlichen theoretischen Perspektiven betrachtet werden. Folgende Unterfragen sind dafür hilfreich:

- Warum wird Soziale Arbeit als *Frauenberuf* bezeichnet?
- Warum wird Soziale Arbeit als Frauenberuf *abgewertet*?
- Wie wird Soziale Arbeit als Frauenberuf *hergestellt*?
- Wie ist die neoliberale Tendenz zur *Managerialisierung* der Sozialen Arbeit aus Geschlechterperspektive zu deuten?
- Was *sagt* die Bezeichnung Frauenberuf über die Soziale Arbeit *aus*?
- Was *verschweigt* die Bezeichnung Frauenberuf über die Soziale Arbeit?

In einem zweiten Schritt werden Bedingungen ausgearbeitet, die eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit begünstigen. Die entsprechenden Unterfragen sind auf drei verschiedenen Ebenen angesiedelt:

- Welche Bedingungen auf der Ebene der *Individuen* begünstigen eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit?
- Welche Bedingungen auf der Ebene der *Organisationen* begünstigen eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit?
- Welche Bedingungen auf der Ebene der *Gesellschaft* begünstigen eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit?

Im Sinne einer Abgrenzung wird darauf hingewiesen, dass sich diese Master-Thesis vertieft der Ebene der Professionellen in der Sozialen Arbeit widmet und die Ebene der Adressatinnen und Adressaten weitgehend ausklammert. Geschlechtersensible Arbeit auf der Ebene der Adressatinnen und Adressaten bedingt aber eine Auseinandersetzung mit dieser Thema-

tik auf der Ebene der Professionellen. Es kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden, Geschlechtersensibilität als Professionalitätsmerkmal miteinzubeziehen.

1.2 Begriffsklärungen

Zur besseren Verständlichkeit wird die Bedeutung einiger häufig verwendeter Begriffe geklärt.

Professionalisierung

Professionalisierung beschreibt die Entwicklung eines wissenschaftsbezogenen Berufsverständnisses. C. W. Müller formuliert es folgendermassen: „Mit ‚Professionalisierung‘ der Sozialen Arbeit ist im internationalen Sprachgebrauch der *historische Prozess* gemeint, in dessen Verlauf sie sich von Formen unbezahlter, mehr oder weniger freiwilliger (Verpflichtung Kraft gesellschaftlicher Stellung!) über ihre ‚Verberuflichung‘ (gleiche Tätigkeit aber auf vertraglicher Basis gegen Entgelt) bis hin zu ihrer ‚Verfachlichung‘ auf der Basis von wissenschaftlicher Ausbildung entwickelt hat“ (C. W. Müller, 1998, S. 16 – 17, zitiert nach Ney, o. J., S. 2).

Profession

Professionen sind Berufe einer besonderen Klasse. B. Müller benennt es so: „Profession verweist auf bestimmte erreichte Standards in diesem Prozess [der Professionalisierung]“ (B. Müller, 2010, S. 955).

Professionalität

Die Professionalität ist von der Profession zu unterscheiden: „‚Professionalität‘ zu beschreiben verlangt, Entwicklungskriterien zu formulieren, die sowohl als selbstkritische Massstäbe wie auch als Legitimation fachlicher Ansprüche nutzbar sind“ (B. Müller, 2010, S. 955).

Professionalisierungsdiskurs

Der Professionalisierungsdiskurs meint in dieser Master-Thesis die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der historischen Entwicklung der Sozialen Arbeit (siehe Begriffserklärung Professionalisierung).

Professionsdebatte

Die Professionsdebatte umfasst in dieser Master-Thesis die zum Teil heftig geführte Theoriediskussion zur Frage, ob die Soziale Arbeit den Anforderungen an eine Profession gerecht wird oder nicht. Ebenfalls Teil dieser Debatte ist die Beschaffenheit der Standards, die für die

Soziale Arbeit als Profession gelten sollen (siehe Begriffsklärung Profession). Die Professionsdebatte ist Bestandteil des Professionalisierungsdiskurses.

Adressatinnen und Adressaten

In dieser Master-Thesis werden die Zielgruppen der professionellen Sozialen Arbeit mit dem Begriff *Adressatinnen und Adressaten* bezeichnet. Die Bezeichnung einer Zielgruppe sagt immer etwas über die Haltung der Professionellen gegenüber dieser Zielgruppe aus. Die Bezeichnung *Adressatinnen und Adressaten* grenzt sich ab von einer paternalistischen Haltung, die mit dem Begriff *Klientinnen und Klienten* verbunden werden kann. Nach Grossmass signalisiert die Bezeichnung *Adressatinnen und Adressaten*, „dass es sich bei sozialen Hilfeleistungen um öffentliche Dienstleistungen handelt/handeln soll, die nicht ausgrenzen, sondern von jedermann in Anspruch genommen werden können – wie im Postverkehr könnte der Absender von heute der Adressat von morgen sein“ (Grossmass, 2011, S. 3). An dieser Stelle wird darauf hingewiesen, dass die Nennung des weiblichen und des männlichen Geschlechts alternative Geschlechtsidentitäten ausschliesst. Wo immer möglich und sinnvoll werden darum neutrale Formen verwendet.

1.3 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Master-Thesis gliedert sich in fünf Kapitel. Um eine Grundlage für die Thematik *Weiblichkeit!? und Soziale Arbeit* zu schaffen, widmet sich Kapitel 2 den historischen Entwicklungen der Geschlechterforschung und der Sozialen Arbeit. In Kapitel 3 wird der Professionalisierungsdiskurs aus der Geschlechterperspektive beleuchtet. Dazu wird zuerst in die aktuelle Professionsdebatte eingeführt. Anschliessend wird die Geschlechtersegregation in der Praxis, der Lehre und der Forschung der Sozialen Arbeit betrachtet und der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Professionalisierungsschwierigkeiten beleuchtet. Darauf wird in Kapitel 4 in die Gender/Queer Studies eingeführt. Diese werden in drei unterschiedlichen theoretischen Strömungen beschrieben. Theoretische Erkenntnisse aus der Erarbeitung dieser Strömungen dienen zur Beantwortung der leitenden Fragestellungen, die sich mit der Erörterung der Sozialen Arbeit als Frauenberuf befassen. Das Kapitel 5 beinhaltet die Schlussfolgerungen, die aufgrund der Auseinandersetzungen mit den drei theoretischen Strömungen der Gender/Queer Studies abgeleitet werden können. Die hier bearbeiteten leitenden Fragestellungen zeigen Bedingungen auf, die auf der individuellen, organisationalen und gesellschaftlichen Ebene eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit begünstigen.

2 Historische Entwicklungen

„FÜR DIE SOZIALE ARBEIT HABEN GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE UND DIE KULTURELLEN VORSTELLUNGEN VON GESCHLECHTERDIFFERENZ ABER EINE ENORME GESTALTUNGSKRAFT, STEHEN SOZIALE FRAGEN, GESELLSCHAFTLICHE KONSTRUKTIONEN VON FÜRSORGE UND KONTROLLE SOWIE DAS SYMBOLISCHE SYSTEM DER ZWEIFESCHLECHTLICHKEIT DOCH IN EINEM ENGEN WECHSELVERHÄLTNIS“ (Bereswill & Stecklina, 2010, S. 8).

Das von Mechthild Bereswill und Gerd Stecklina beschriebene Wechselverhältnis prägt die Soziale Arbeit von allem Anfang an. Die genannten kulturellen Vorstellungen der Geschlechterdifferenz haben ihren Ursprung im 18. Jahrhundert. Wie sich aus dieser Geschlechterdifferenz zu Ungunsten der Frauen die Frauenbewegungen formiert haben, aus denen heraus die Verberuflichung der Sozialen Arbeit als Akt der Emanzipation hervor ging, soll in diesem Kapitel nachgezeichnet werden. Auch der Ursprung der Frauen- und Geschlechterforschung ist in den Frauenbewegungen zu finden. Diese beiden Stränge sind eng miteinander verflochten, in ihren Anfängen ebenso wie heute. Obwohl heute der Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Vorstellung von (Zwei)geschlechtlichkeit und Sozialer Arbeit weniger offensichtlich scheint, ist er doch nach wie vor wirksam.

2.1 Von den Frauenbewegungen zur Frauen- und Geschlechterforschung

Nachfolgend wird die historische Entwicklung der heutigen Geschlechterforschung nachgezeichnet. Angefangen mit der neuen bürgerlichen Gesellschaftsordnung, die einhergeht mit der Differenzierung der Geschlechter, über die sich daraus entwickelnden bürgerlichen Frauenbewegungen, die sich dieser Differenzierung zu Emanzipationszwecken bedient, bis hin zu den ersten Forscherinnen in der Frauenfrage. Einige Jahrzehnte später entstand die Männerforschung. Beide Forschungsfelder existieren bis heute, jedoch hat sich daneben die Geschlechterforschung etabliert.

2.1.1 Die Geschlechterdifferenz im 18. Jahrhundert

In der vorbürgerlichen Zeit – so beschrieben von Andrea Maihofer in ihrem Buch *Geschlecht als Existenzweise* – wurde angenommen, dass Frauen und Männer ähnlich, aber nicht gleich vollkommen sind. Während des 18. Jahrhunderts, in dem sich die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsform etablierte, veränderte sich das Verständnis von Geschlecht und Geschlechtskörper massgeblich. Der Diskurs über die fundamentalen Unterschiede zwischen Männern und Frauen wurde eröffnet. In beiden Konzeptionen galt der Mann als normativer Masstab, an dem die Frau – zuerst als weniger vollkommen, später als gänzlich verschieden – gemessen wurde. (vgl. Maihofer, 1995, S. 21 – 22)

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand die weibliche Sonderanthropologie. In den gesellschaftlichen Umwälzungen vom Feudalismus zum Bürgertum wurden die Frauen, die in der höfischen Kultur und feudalen Politik einflussreich waren, für den Niedergang der höfischen Zivilisation verantwortlich gemacht. Eine politische Männerbewegung machte sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum Ziel, den Frauen Einfluss auf Staat und Gesellschaft zu verunmöglichen. Maihofer weist darauf hin, dass diese neue „Männerkultur“ aber nicht nur als patriarchal gegen Frauen gerichtet verstanden werden darf. Es ging den bürgerlichen Männern auch darum, sich durch eine selbstbejahende Darstellung von männlichen Adligen, Bauern und Proletariern abzugrenzen. (vgl. Maihofer, 1995, S. 23 – 24)

In der Wissenschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts wurde nach Maihofer zunehmend nach den Zusammenhängen zwischen Körper und Geist gesucht, die bis anhin als strikt voneinander getrennt betrachtet wurden. Man versuchte, die Anatomie mit der Philosophie zu verbinden, denn wie den Körper, so wollte man auch den Geist und die Psyche der Empirie zugänglich machen. Diese wissenschaftlichen Entwicklungen prägten das Verständnis von Geschlecht und Geschlechtskörper stark. Es bildete sich eine vergleichende Anatomie heraus, die befand, dass die Unterschiede nicht lediglich bei den differentiellen Geschlechtsorganen lägen, sondern dass der weibliche Körper in jedem einzelnen Element vom männlichen abweiche. Diese anthropologische Perspektive ging davon aus, dass der Körper den Geist bestimmen würde. So bedeutete der fundamentale körperliche Unterschied auch, dass Frauen und Männer gänzlich unterschiedlich denken, fühlen und urteilen würden. Aus dieser Annahme heraus wurden die Geschlechterrollen und Geschlechtsidentitäten sowie die Geschlechterordnung abgeleitet und legitimiert. Karl Ernst von Baer hat in der Mitte des 19. Jahrhunderts befunden: „Im Manne überwiegt der Geist, im Weibe das Gemüth“ (von Baer, 1842, zitiert nach Maihofer, 1995, S. 25). Auch die bürgerlichen Frauen haben zu dieser Geschlechterordnung beigetragen, wenn auch nicht mit der Absicht, damit gegenüber den Männern abgewertet zu werden. Die selber gemachte und als positiv gewertete Zuschreibung der Empfindsamkeit trug „in einer paradoxen Schleife kultureller Wirkungsmacht“ (Honegger, 1991, zitiert nach Maihofer, S. 27) zur Etablierung der weiblichen Sonderanthropologie bei. Auch hier weist Maihofer darauf hin, dass das Herausstreichen dieser Eigenschaft als weibliche Natur der bürgerlichen Frau auch einen Machtgewinn bedeutete, weil dies der bürgerlichen Frau die hegemoniale Abgrenzung gegenüber der adligen, bäuerlichen und proletarischen Frau ermöglichte. (vgl. Maihofer, 1995, S. 24 – 27)

2.1.2 Die Wellen der Frauenbewegungen

In Europa lassen sich nach Ilse Lenz drei Wellen der Frauenbewegungen nachzeichnen. Die erste Welle dauerte von der französischen Revolution bis ca. 1920. Die zweite Welle zeigte sich ab 1920 und beinhaltete auch die sogenannten neuen Frauenbewegungen ab den Siebzigerjahren. Ab 1990 geht man von einer dritten Welle aus. *Die Frauenbewegung als Einzahl* gibt es nicht. Frauenbewegungen formierten und formieren sich in verschiedenen Milieus, Kulturen und Klassen, wie zum Beispiel die bürgerlichen, die proletarischen oder die antikoonialen Frauenbewegungen. (vgl. Lenz, 2010, S. 867) Lenz definiert Frauenbewegungen wie folgt:

Frauenbewegungen sind mobilisierende kollektive AkteurInnen, die sich in verschiedenen sozialhistorischen Milieus entwickeln. In ihnen setzen sich *Personen* unter massgeblicher Beteiligung von *Frauen* für einen grundlegenden Wandel der Geschlechterverhältnisse und damit verbundener gesellschaftlicher Ungleichheit und Abwertung ein. Sie kritisieren die herrschenden geschlechtlichen Leitbilder, Normen und Diskurse und entwerfen Alternativen, die zu neuen Normierungen führen können. Frauenbewegungen artikulieren sich in und zu Modernisierungsprozessen und tragen auf vielfältige Weise zu ihnen bei – indem sie sie fördern, beeinflussen oder auch hemmen und kanalisieren. (Lenz, 2010, S. 868)

Von allem Anfang an trieben Freiheit, Selbstbestimmung, Gleichheit und Solidarität als Grundgedanken der Moderne die Frauenbewegungen an, so Lenz. Als Ausgangspunkt der ersten Welle gilt die französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts. In der nationalen Geschlechterordnung der Neuzeit wurden Frauen dem Privatbereich und der Familie zugeordnet und waren damit rechtlich dem Ehemann oder Vater unterstellt. Öffentlichkeit, Recht und Politik wurden dagegen als männliche Bereiche definiert. Die Frauen forderten nun gleiche Rechte für alle, das heisst die Geltung der Menschenrechte auch für Frauen. Das bedeutete einerseits Gleichheit im Nationalstaat und andererseits Emanzipation im häuslichen Bereich. Andere Forderungen waren die Lohngleichheit und der Zugang zu den Universitäten und somit zu höherer Bildung. (vgl. Lenz, 2010, S. 868 – 869) Ute Gerhard bezeichnet Olympe de Gouges als eine berühmte Vertreterin dieses Kampfes zur Zeit der französischen Revolution. Olympe de Gouges verfasste 1791 die „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“ als weiblichen Gegenentwurf zur 1789 erschienenen „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“, die den Menschen mit dem Mann gleichsetzte und die Frau vorsätzlich aus dem Rechtssystem ausklammerte. In der Erklärung von Olympe de Gouges wurden Männer aber nicht ausgeklammert, vielmehr handelte es sich um eine radikale Anwendung der Menschenrechte auch auf Frauen. (vgl. Gerhard, 1989, S. 55) Olympe de

Gouges forderte die Freiheit als natürliches Recht zurück. In ihren politischen Schriften thematisierte sie immer wieder die Eigentumslosigkeit der Frau als Grundübel der Schande durch Erniedrigung und Abhängigkeit der Frau vom Mann. (vgl. Gerhard, 1989, S. 60)

Die Frauenbewegungen der Moderne zeigen nach Lenz eine thematische Kontinuität. Aufgrund des sozialen Wandels wurden die Themen in den verschiedenen Phasen aber anders formuliert. In den ersten Wellen sah man aufgrund der Demokratisierungsprozesse vor allem die *politische Beteiligung* als Schlüssel zur Gleichberechtigung. Argumentiert wurde einerseits mit der Gleichheit als Bürgerin, andererseits wurde auf spezifisch weibliche Fähigkeiten wie die „soziale“ oder auch „geistige Mütterlichkeit“ hingewiesen. Schon damals öffnete sich der Graben zwischen den Vertreterinnen der Ansicht der Geschlechtergleichheit und der Geschlechterdifferenz. Ein bis heute umkämpftes Themengebiet ist die *Arbeit*. In vormoderne Gesellschaften haben Frauen immer gearbeitet. Es ging also nicht darum, dass Frauen überhaupt arbeiten konnten, sondern es ging und geht den Frauenbewegungen darum, dass Lohnarbeit sowie später auch Familien- und Versorgungsarbeit gleichberechtigt zwischen den Geschlechtern aufgeteilt werden und gleiche Anerkennung – also auch gleichen Lohn – erhalten. Dazu gehört die in den neuen Frauenbewegungen aufgekommene Kritik an der geschlechtlichen Arbeitsteilung. Schon in den ersten Wellen wurde gefordert, dass die weibliche Versorgungsarbeit als wirtschaftlicher Beitrag der Frauen an die Ökonomie gewertet werde. (vgl. Lenz, 2010, S. 868 - 869)

Im Rahmen der zweiten Wellen entwickelten die neuen Frauenbewegungen und die Geschlechterforschung in den 1960er Jahren das Konzept der Reproduktionsarbeit (*care work*). Reproduktions- oder Versorgungsarbeit meint die Geburt, Erziehung und Versorgung von Menschen und wird weder entlohnt noch findet sie gebührende gesellschaftliche Anerkennung, so Lenz. Sie ist den Frauen als naturgegebene Rolle zugewiesen. Der Arbeitsbegriff wurde von den neuen Frauenbewegungen zu einer umfassenden Kritik an der ungleichen geschlechtlichen Arbeitsteilung im Kapitalismus weiterentwickelt. An das individuell-demokratische Denken der Moderne anknüpfend, durchbrachen die Frauenbewegungen die Mauer des Privaten und forderten die Selbstbestimmung in den Bereichen *Liebe und Sexualität*. Die reproduktive Selbstbestimmung wurde zum Beispiel verbunden mit dem Kampf gegen das Abtreibungsverbot, für eine Sexualität, die nicht nur die Fortpflanzung zum Ziel hat und gegen die Diskriminierung von lesbischer und homosexueller Liebe. Auch die Themen *Frieden und Gewaltfreiheit* hatten ihren Platz in den Frauenbewegungen. Während des Ersten Weltkriegs setzten sich die ersten Wellen der Frauenbewegungen für Frieden ein und beeinflussten so die Vorstellungen des Völkerbundes. Forschungen in den zweiten Wellen zeigten allerdings, dass Frauen während des Zweiten Weltkriegs nicht nur Opfer waren,

sondern auch zu Täterinnen wurden. Die Zusammenhänge zwischen der Gewalt im Krieg und der häuslichen Gewalt waren in den neuen Frauenbewegungen von besonderer Bedeutung. Die Vorstellung, dass Konflikte durch Gewalt gelöst werden können, wird als patriarchales Muster entlarvt, welches nach aussen und innen wirkmächtig ist und in das die Menschen hinein sozialisiert werden. Früher wurde Gewalt in der Beziehung und Vergewaltigung als Schande für die Frau gesehen, die sie schweigend und beschämt zu ertragen hatte. Die neuen Frauenbewegungen durchbrachen diese Tabuisierung der faktischen Straflosigkeit sexueller Gewalt. Schon die ersten Frauenbewegungen in Europa waren geprägt von Konflikten und Allianzen mit den Frauenbewegungen unter kolonialer Herrschaft. Noch heute sind die Fragen nach dem Geschlecht und der Nationalität miteinander verschränkt. (vgl. Lenz, 2010, S. 869 – 871)

Die dritten Wellen der Frauenbewegungen, die sich ab 1990 formierten und bis heute andauern, zeichnen sich durch eine globale Vernetzung aus. Sie können sich auf das „samtene Dreieck“ aus Frauenbewegungen, Gleichstellungspolitikerinnen und Wissenschaftlerinnen stützen. Durch die Anstrengungen im Rahmen der zweiten Wellen können nun zum Beispiel auf gesetzlicher Ebene institutionelle Erfolge gefeiert werden. Das erweckt den Eindruck, Feminismus sei nicht mehr nötig. Durch die Änderungen im Wohlfahrtsstaat hin zu einem aktivierenden Staatsmodell wird jedoch die Gleichstellung flexibilisiert und muss permanent neu verhandelt werden. Darum sehen jüngere Frauen die Notwendigkeit, Feminismus und Frauenbewegungen unter den veränderten Rahmenbedingungen neu zu definieren. (vgl. Lenz, 2010, S. 875 – 876)

2.1.3 Die Frauenforschung

In ihrem Aufsatz über die „frühe“ Frauenforschung gibt Sabine Hering Einblick in die empirisch sozialwissenschaftliche Arbeit eines kleinen Kreises von deutschen Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Diese Arbeit wurde zwar abseits der Universitäten – zu denen Frauen in Deutschland noch nicht zugelassen wurden – und der institutionalisierten Wissenschaft betrieben, war aber eng verbunden mit den Zielen der Frauenbewegungen und dem Entstehungsprozess der Wohlfahrtspflege. Die Arbeitsweisen der Forscherinnen reichten vom Einbezug schon vorhandener Statistiken über das Erheben und Auswerten eigener Zahlen bis hin zur Durchführung und Auswertung qualitativer Interviews. Das Wissen dazu haben sich die Frauen meist autodidaktisch erworben, durch individuelle Lektüre oder durch private Förderung durch Wissenschaftler. Wegen ihres autodidaktischen Ursprungs haben ihre Forschungen im wissenschaftlichen Diskurs ihrer Zeit nur teilweise Beachtung gefunden. Ein weiterer Grund für die geringe Anerkennung der nach Hering zum Teil bemerkenswerten Studien ist die Tatsache, dass ihr Blick auf den Gegenstandsbereich nicht den damals aner-

kannten und gewürdigten Fachbereichen entsprang, sondern ein interdisziplinärer war. Die Frauen lehnten ihre Arbeiten zu sozialen Problemen meist Nachbardisziplinen wie der Volkswirtschaft, der Sozialpsychologie oder der Soziologie an, schnitten sie interdisziplinär zu und legten in ihren Aussagen Wert auf Anwendungsbezogenheit. Die Forschungen befassten sich zum Beispiel mit der Armutproblematik unter soziologischen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten, betrachteten mit politischem Fokus verschiedene Problem- und Risikogruppen wie Prostituierte oder Gefährdete und näherten sich schliesslich methodischen Interventionsmöglichkeiten für soziale Probleme. Die Studien bildeten die allgemeinen Trends der damaligen Sozialforschung ab, rückten aber die weibliche Betroffenheit von sozialen Problemen in den Mittelpunkt ihrer Fragestellungen. Von ihren männlichen Kollegen wurden die Frauenforscherinnen solange geduldet und gefördert, wie sie sich in die Rolle der dankbaren Schülerinnen fügten und die Kollegen als Lehrer und Mentoren betrachteten. Keine der Forscherinnen erhielt die akademischen Würden einer Uni-Professur zugesprochen, einige wurden aber Dozentinnen an einer der Frauenschulen für Soziale Arbeit (siehe Kapitel 2.2.2). (vgl. Hering, 2010, S. 332 – 337)

Andrea Maihofer (2006) beleuchtet die Frauenforschung seit den 60er Jahren bis zur aktuellen Geschlechterforschung. Die Frauenforschung der 60er Jahre kritisierte den expliziten Ethos wissenschaftlicher Objektivität, in dem sie die herkömmliche Forschung und das bisherige Wissen als männlich und darum geschlechtlich parteiisch und nicht objektiv entlarvte. Die Geschichtswissenschaft befasste sich bis anhin ausschliesslich mit dem Leben von Männern. Detaillierte Forschungen gaben nun Einblick in den Alltag, die Fähigkeiten und das Wissen von Frauen. In der Soziologie lag der Forschungsschwerpunkt auf der Rekonstruktion der Unrechtserfahrungen von Frauen. Die ungleiche Verteilung der Familienarbeit und der Ausschluss von Frauen aus bestimmten Berufen oder beruflichen Funktionen, sowie ihre Zuweisung in spezifische Frauenberufe wurden aufgezeigt. Das erklärte Ziel dieser Frauenforschungsphase war es, eine Veränderung in den Frauenleben herbeizuführen. Die Priorität lag darum neben den wissenschaftskritischen Arbeiten darin, die gesellschaftliche Situation zu analysieren und das Denken und Handeln von Frauen zu beforschen. Es zeigte sich als grundlegender Paradigmenwechsel, die Welt aus der Sicht der Frauen zu sehen. So bildete sich eine eigenständige akademische Wissenschaft, in der Geschlecht zum ersten Mal systematischer Ausgangspunkt und Gegenstand ist. (vgl. Maihofer, 2006, S. 65 – 66)

2.1.4 Die Geschlechterverhältnissforschung

Die Einsicht unter Historikerinnen, die Alltagsrekonstruktion von Frauen mache nur dann Sinn, wenn man sie innerhalb der vorherrschenden Geschlechterverhältnisse sehe – also in Beziehung zum männlichen Alltag setze – führte in den 80er Jahren zu einer Verschiebung

der theoretischen Perspektive. Dazu kam, so Maihofer, dass Geschlecht immer weniger als etwas Naturgegebenes, sondern als historische oder soziale Kategorie erkannt wurde. Die soziologische Frauenforschung benannte Geschlecht als Strukturkategorie mit Platzanweisungsfunktion. Die Strukturkategorie Geschlecht führt dazu, dass einer Person qua Geschlecht bestimmte Plätze in der Gesellschaft zugewiesen oder verweigert werden, oder dass ihr spezifische Fähigkeiten oder Eigenschaften zugeschrieben oder abgesprochen werden. Heute werden Frauen trotz zum Teil besserer Abschlüsse wegen ihres Geschlechts aus Berufen oder Positionen ausgeschlossen. Die Frauenforschung bewegte sich mit diesem Perspektivenwechsel weg von der Untersuchung spezifischer Frauengruppen in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen hin zur Untersuchung der gesellschaftlichen Organisation der Geschlechterverhältnisse. Jedoch blieb der Fokus auf den Frauen und wurde weder auf beide Geschlechter gerichtet, noch wurde das Geschlechterverhältnis als Wechselverhältnis betrachtet. Trotzdem wurden durch diese Verschiebung der wissenschaftlichen Perspektive neue Forschungen möglich. (vgl. Maihofer, 2006, S. 66 – 68)

2.1.5 Die Männerforschung

Die Männer- bzw. Männlichkeitsforschung entstand ebenfalls in den 80er Jahren. Sie untersuchte allerdings nicht Diskriminierungen von Männern durch Frauen, sondern „die Verletzungserfahrungen in männlichen Disziplinierungs- und Normierungsprozessen sowie die damit verbundene kritische Reflexion auf Konzepte hegemonialer Männlichkeit“ (Maihofer, 2006, S. 68). Die ersten Forschungen befassten sich mit Themen wie Männer und Beruf, Männer und Gewalt oder dem Verhältnis von Vätern zu ihren Kindern. Denn trotz all des Wissens, das Männer über Jahrhunderte hinweg generiert hatten, wusste man nichts über das Leben, Denken, Fühlen und Handeln von Männern. Zunehmend kam in den Blick, dass die herrschenden Leitbilder von Männlichkeit nicht nur der gesellschaftlichen Etablierung der männlichen Dominanz über Frauen dienten, sondern auch dem Errichten von Hierarchien zwischen den Männern. Diese Einsicht wurde in das Theorem der hegemonialen Männlichkeit gefasst, was zu einem erweiterten Verständnis der Geschlechterverhältnisse führte. Geschlechterverhältnis und Geschlechterhierarchie lediglich im Verhältnis zwischen Frauen und Männern zu sehen, wie es häufig und vor allem auch in der Frauenforschung getan wurde, war zu kurzichtig. Auch innerhalb der Männerwelt gibt es Hierarchien, genauso wie innerhalb der Frauenwelt. Frauen sind in den Analysen über Männer wenn überhaupt, dann nur zweitrangig vertreten, zum Beispiel wenn sie eine stabilisierende Funktion bezüglich der hegemonialen Männlichkeit inne haben. Die Männerforschung erweitert die Perspektive insofern, als sie geschlechtliche Disziplinierungs- und Formierungsprozesse in den Fokus nimmt. Zur umfassenden Analyse der Geschlechterverhältnisse müssen nun aber beide Geschlechter gleichermassen in den Blick genommen werden. (vgl. Maihofer, 2006, S. 68 – 69)

2.1.6 Die Geschlechterforschung

Im Laufe der 90er Jahre erweiterten sich gemäss Maihofer die Perspektiven der Frauen- und der Männerforschung zur Geschlechterforschung, jedoch existieren die Frauen- und die Männerforschung nach wie vor weiter. Die Entstehung der Geschlechterforschung sieht Maihofer als „paradigmatische Weiterentwicklung“ (Maihofer, 2006, S. 65). Die Geschlechterforschung richtet ihren Blick nun gleichermassen auf beide Geschlechter und nicht mehr nur auf eines oder das Verhältnis zueinander. So ist es nun möglich, ein umfassendes Verständnis der Geschlechterverhältnisse sowie ihrer Reproduktion oder Transformation zu erlangen, indem alltägliche Praxen, institutionelle Mechanismen, symbolische Repräsentationen und gesellschaftliche Institutionen analysiert werden. Durch die Verschiebung der Perspektive wird nun die Kategorie Geschlecht, beziehungsweise Geschlechtlichkeit genauer in den Blick genommen. Die Perspektive auf Geschlecht und Geschlechterdifferenz als gesellschaftlich-kulturell konstruiert erweitert das Spektrum möglicher Fragestellungen enorm. (vgl. Maihofer, 2006, S. 69 – 73)

In Kapitel 4 wird die aktuelle Geschlechterforschung – Gender/Queer Studies – genauer betrachtet und auf die leitenden Fragestellungen zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit angewendet. Vorher wird die Soziale Arbeit geschichtlich hergeleitet.

2.2 Vom Zusammenhang der Frauenbewegungen und der Entstehung der Sozialen Arbeit als Beruf

Die Entwicklung der Sozialen Arbeit in der Schweiz muss in zwei Strängen betrachtet werden: Ein Strang führt von der Armenfürsorge zur heutigen Sozialarbeit und der andere von der Armenlehre zur heutigen Sozialpädagogik. Auch wenn heute der Begriff der „Sozialen Arbeit“ die Fachbereiche der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik vereint und sie immer mehr ineinander greifen, ist die Geschichte gerade aus der Geschlechterperspektive getrennt anzuschauen. Auch sinnvoll ist der je getrennte Blick auf die Praxis und die Ausbildung. Gemäss den schweizerischen föderalistischen Strukturen verhält es sich mit den Gesetzen und Praxen, die die Soziale Arbeit früher wie heute prägten und prägen so, dass sie von Kanton zu Kanton verschieden sind. Grundsätzlich folgt die Soziale Arbeit in der Schweiz in grosser Kontinuität – aber mit einem zeitlichen Abstand – den Entwicklungen in Deutschland. Die Geschichte der Sozialen Arbeit in der Schweiz ist in keinem Grundlagentext zusammen getragen und es ist fraglich, ob das angesichts ihrer Vielgestaltigkeit möglich und überhaupt sinnvoll wäre. Zum besseren Verständnis der heutigen Verhältnisse werden folgend einige geschichtliche Einblicke gegeben, die sich an der Ausgabe Nr. 11/2011 der Fachzeitschrift *SozialAktuell* orientieren, sowie am Buch *Wir haben die Soziale Arbeit*

geprägt. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen von ihrem Wirken seit 1950, herausgegeben von AvenirSocial im Jahr 2011.

2.2.1 Einblick in die Praxis: Von der Armenfürsorge zur Sozialarbeit

Schon vor 1900 wurde nach Angaben von Gaby Sutter die Armenpflege in einigen Schweizer Städten wie Basel und Bern nach dem sogenannten Elbefelder Modell (benannt nach der gleichnamigen deutschen Industriestadt, welche das Modell etablierte) gehandhabt. Man hatte damals mit massivem Bevölkerungswachstum sowie mit der durch die Industrialisierung hervorgerufene Massenarmut und Wohnungsnot zu kämpfen. Das Elbefelder Modell baute auf freiwillige Armenfürsorger – und gelegentlich auch Armenfürsorgerinnen – die innerhalb ihres Wohnquartiers ihnen zugewiesene Menschen in Notlagen betreuten. Um die Jahrhundertwende wurde die öffentliche Fürsorge in den Städten durch die Einführung des Strassburger Modells weiter entwickelt. Ausgebildetes Fach- und Verwaltungspersonal, das einen Lohn erhielt, kümmerte sich nun um die offene Fürsorge, die notleidende Menschen in ihrem Haushalt unterstützte. Eine Zentralisierung der Hilfe mit einheitlichem Vorgehen, verstärkter Kontrolle und planmässiger Hilfe, die auf den Einzelfall zugeschnitten war, wurde angestrebt. So wollte man die Unterstützungsleistungen gezielt einsetzen und – schon damals – unnötige Kosten sparen. Unterstützungsgesuche unterlagen dementsprechend einer strengen Kontrolle. Sogenannte Erkundungsbeamten oder Informatoren statteten den Geschworenen unangemeldete und von den Betroffenen unbeliebte Hausbesuche ab und befragten Personen in ihrem Umfeld wie Pfarrer oder Ärzte, um so in Polizisten ähnlicher Manier zu ihren Informationen zu kommen. Tatsächlich übten diese Aufgabe etwa in der Stadt Bern bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ehemalige Polizisten aus. Aufgrund der gesammelten Informationen entschieden Fürsorgesekretäre und ihre Vorgesetzten anschließend über die Höhe und Art des Unterstützungsbeitrags. Auch erzieherische Ratschläge und Ermahnungen gehörten zum Pflichtenheft des Berufsarmenpflegers. Frauen wurden erst nach und nach in diesem neuen Berufsfeld akzeptiert. In Basel übertrug man beispielsweise die anspruchsvollsten Fälle ab 1910 einer Fürsorgeassistentin. Die Erwartungen an diese Frauen entsprachen dem Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“, das von den bürgerlichen Frauenbewegungen propagiert wurde. Eine „weibliche Kraft“ schien besonders geeignet, um mit den Bedürftigen in einen persönlichen, von Liebe und Taktgefühl geprägten Kontakt zu treten, damit der zerrüttete Haushalt kontrolliert und saniert werden konnte. Die Fürsorgeassistentin durfte nicht über Unterstützungsbeiträge entscheiden, dafür war der Fürsorgesekretär zuständig. Die Assistentin hatte trotz Berufserfahrung in Sozialarbeit eine untergeordnete Rolle inne und erst 1930 änderte Basel die Bezeichnung in Fürsorgerin. In Bern wurden seit 1920 ausgebildete Sozialarbeiterinnen als Familienfürsorgerinnen eingesetzt. Wie die Informatoren waren sie dem Fürsorgesekretär direkt unterstellt, aber bis in die 1950er Jahre vier

Lohnklassen tiefer eingestuft als die als Polizisten und später kaufmännisch ausgebildeten Kollegen. Die Zahl der wegen materieller Notlagen zu unterstützenden Personen ging nach dem Zweiten Weltkrieg in der Phase der Hochkonjunktur und dem Ausbau der Sozialversicherungen stetig zurück. Nun blieben Menschen, die psychische oder soziale Probleme hatten und als „schwierige Fälle“ taxiert wurden, im Auffangnetz der Fürsorge hängen, da sie schwer in den Arbeitsmarkt zu integrieren waren und noch keine Sozialversicherung für sie aufkam. Das aus Amerika stammende Konzept des *social casework* war die Antwort auf diese neuen Herausforderungen. Darin wurde der Beratung und der Zusammenarbeit mit den Betroffenen mehr Platz eingeräumt. Das Berufsprofil des männlichen Armenfürsorgers wurde angepasst und ein gründliches Fachwissen wurde gefordert. Dieses konnten sich die Männer zum Beispiel in Bern ab 1955 in der neu eröffneten Bildungsstätte für Soziale Arbeit in Form einer Abendschule aneignen. Sozialarbeiterische Methoden haben sich in den Berufsprofilen beider Geschlechter nach 1945 etabliert. Die Rolle der Sozialarbeit in der Fürsorge wurde gestärkt und kann als Ausdruck der Förderung der gezielten Integration von Bedürftigen gewertet werden. Beratung und Betreuung rückten die traditionellen polizeiähnlichen Methoden in den Hintergrund. Diese geschichtliche Rückschau wirft ein trübes Licht auf den neuerlichen Einsatz von Sozialdetektivinnen und Sozialdetektiven und es muss kritisch hinterfragt werden, was das über die aktuelle Soziale Arbeit aussagt. (vgl. Sutter, 2011, S. 20 – 22)

Nach diesem Einblick in die Entwicklung der Praxis der Sozialarbeit, in der Frauen zwar schon früh eine wichtige, aber untergeordnete Rolle spielten, wird nun die Ausbildungssituation betrachtet. Hier waren die Frauen, getragen vor allem von der bürgerlichen Frauenbewegung, klare Pionierinnen.

2.2.2 Einblick in die Ausbildung: Von den Kursen zur Einführung in die weibliche Hilfstätigkeit bis zur Sozialarbeiterin und zum Sozialarbeiter

Gisela Hauss zeigt auf, dass in der Schweiz in Zürich der erste von Frauen konzipierte und durchgeführte „Kurs zur Einführung in weibliche Hilfstätigkeit für soziale Aufgaben“ im Jahr 1908 veranstaltet wurde. Die Pionierinnen waren Mentona Moser und Maria Fierz, die beide einen Teil ihrer Ausbildung in den Londoner Arbeitenden-Vierteln absolvierten und dort das Konzept der Hilfe zur Selbsthilfe kennen lernten. Dieser Kurs richtete sich an Frauen, die freiwillig im Fürsorgebereich arbeiteten. Nach einem Jahr stieg die Kommunistin Mentona Moser wegen politischer Differenzen bereits wieder aus. Damit fiel der kritische Blick auf die Gesellschaftsverhältnisse schon früh weg in der Geschichte der Professionalisierung des Fürsorgerinnenberufs. Künftig richteten sich die bürgerlichen Initiantinnen nach dem Modell der „geistigen Mütterlichkeit“, welches seinen Ursprung in Deutschland hatte und auch von Alice Salomon, der Gründerin der ersten deutschen sozialen Frauenschule in Berlin, begrün-

det und vertreten wurde. Darin wurde Frauen eine besondere Fähigkeit für helfende, heilende und pflegende Tätigkeiten zugesprochen. Es handelte sich dabei um ein eigentliches Emanzipationskonzept bürgerlicher Frauen, die durch ihre fürsorgerischen Tätigkeiten eine Möglichkeit erlangten, aus ihrer Familienabhängigkeit herauszutreten. Damit fügten sich die Frauen aber gleichzeitig auch in die geltende Arbeitsteilung der Geschlechter und in die darin herrschenden Hierarchiestufen ein. Die Schule in Berlin wurde bereits 1908 gegründet und bot eine zweijährige Ausbildung an. In der Schweiz wurden die ersten Schulen in Luzern und Genf im Jahr 1918 eröffnet, in Fribourg 1919. In Zürich wurden die Kurse 1921 in eine Schule überführt.

Die Neustrukturierung der Armenfürsorge durch das Ersetzen des Elbefelder Modells mit dem moderneren und professionelleren Strassburger Modell sowie das Erscheinen des schweizerischen Zivilgesetzbuches boten neue Grundlagen für den Ausbau von Amtsvormundschaften und Jugendfürsorge. Für die ausgebildeten Fürsorgerinnen war aber kein Platz in den patriarchalen Strukturen der städtischen Verwaltung, so Hauss. Die leitenden Stellen, in denen rationale und finanzielle Entscheidungen getroffen werden mussten, wurden weiterhin von Fürsorgern besetzt, die aus anderen Berufsgruppen stammten und keine Ausbildung in Sozialer Arbeit vorweisen konnten. Ihnen unterstellte man die Fürsorgerinnen als schlecht bezahlte Gehilfinnen oder Assistentinnen, die mit ihrer „geistigen Mütterlichkeit“ als geeignet für Hausbesuche und die Arbeit vor Ort galten. Männer, die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts noch nicht an den Schulen für Soziale Arbeit zugelassen, aber doch an einer Professionalisierung interessiert waren, versuchten 1908 und 1922, die Soziale Arbeit an Schweizer Universitäten zu etablieren, was jedoch misslang. In späteren Jahren wurde von einer Verwissenschaftlichung der Sozialen Arbeit abgesehen, da sie sich als berufspraktische Ausbildung durchgesetzt hatte. In dieser Zeit begann man, das Wohl der Gemeinschaft über das Wohl des Subjekts zu stellen. Der fachliche Austausch der Ausbildungsstätten mit den USA und England wurde eingestellt und die Orientierung an Deutschland wurde intensiviert. Hauss beschreibt die Konsequenzen dieses Schrittes wie folgt: „Das Fehlen von kritischen gesellschaftspolitischen Perspektiven und sozialer Fachlichkeit nach demokratischen Prinzipien förderte hingegen eine disziplinierende und ausschliessende fürsorgliche Praxis in den 1930er und 1940er Jahren“ (Hauss, 2011, S. 23). In dieser Zeit kamen die eingangs des 20. Jahrhunderts initiierten Professionalisierungsbestrebungen nach eigenen fachlichen Standards zum Erliegen. (vgl. Hauss, 2011, S. 21 – 23)

2.2.3 Einblick in die Praxis: Von der Armenerziehung zur Sozialpädagogik

Um die Geschichte dessen aufzurollen, was die heutige Sozialpädagogik initiierte, hat Benjamin Suhler etwas früher angesetzt als dies vorgängig bei der Sozialarbeit geschah. Im Mit-

telalter hatten Waisen, Findelkinder oder Kinder, die nicht bei ihren Eltern aufwachsen konnten, ihren festen Platz in der Gesellschaftsordnung. Die christliche Almosenlehre sorgte dafür, dass sie von den höheren Ständen mit Gaben versorgt wurden. Damit hofften die besser Begüterten auf einen Platz im Himmel. Waisen wurden, sofern es die wirtschaftliche Lage zuließ, innerhalb der Verwandtschaft aufgenommen. Andernfalls wurden sie von der Heimatgemeinde entweder in einer Pflegefamilie platziert oder in einem der seit dem 13. Jahrhundert für sogenannt Elende gegründeten Hospitäler untergebracht. Trotz vieler Mängel verstanden sich diese Hospitäler als Institutionen der Fürsorge, ganz im Gegensatz zu ihren Nachfolgeinstitutionen, den seit dem 17. Jahrhundert entstandenen Waisenhäusern. Diese sahen sich im reformatorischen Sinne als Obrigkeitsinstanzen gegen vermeintlich Arbeitsscheue. Die darauf folgende Unterbringung in den Vorläufern der heutigen Gefängnisse verbesserte die Lage der Kinder nicht. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelten sich verschiedene andere Formen der Unterbringung von Kindern. Einerseits wurden sie als Verdingkinder in Bauernfamilien oder als Arbeitskräfte in industriellen Anstalten untergebracht und ausgebeutet. Neben dieser unrühmlichen und im Falle des Verdingkinderwesens viel zu lange andauernden Praxis wurden in diesem Jahrhundert auch neue pädagogische Massstäbe gesetzt. Orientiert am Geist Johann Heinrich Pestalozzis entstanden drei Formen neuer Organisationen: Armenerziehungsanstalten philanthropischer Natur, pietistische Rettungshäuser und katholische Heime. Diese privat geführten Organisationen orientierten sich am vorindustriellen Grosshaushalt und nahmen daher 30 bis 40 Kinder auf. Auch wenn diese Organisationen einen Gegenentwurf darstellten zu den Waisenhäusern in den Städten und zum Verdingkinderwesen auf dem Land, so waren sie doch auch meist landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaften und die Kinder hatten mitzuarbeiten. Jedoch führten die meisten Organisationen eine Schule. Als Alternative zum Verdingkinderwesen forderten neu gegründete Fürsorgevereine auch moderne Pflegefamilien. Im 20. Jahrhundert änderte sich der Rechtsstatus von Kindern. Sie wurden nicht mehr als „kleine Erwachsene“ behandelt, sondern als Menschen mit speziellen Bedürfnissen und vor allem auch Rechten. 1907 erhielten vormundschaftliche Kindesschutzwegnahmen mit dem Erscheinen des Zivilgesetzbuches eine rechtliche Grundlage. Nun waren behördliche Eingriffe meist nicht mehr mit Armutsbetroffenheit begründet, sondern mit erzieherischen oder fürsorgerischen Defiziten, die unter dem Begriff Verwahrlosung zusammengefasst wurden. Mittels Kindeswegnahmen sollte die Vererbung von Unterschichtsproblematiken unterbrochen und die „soziale Frage“ gelöst werden. Dabei stand weniger das Wohl des Kindes im Vordergrund als eine moralische Beurteilung des Lebensstils der Eltern. Das Pflegekinderwesen wurde erst 1978 gesetzlich geregelt. Die Professionalisierung der Heimerziehung und das Berufsbild der Erzieherinnen und Erzieher entwickelten sich schon weit früher im 20. Jahrhundert. Die Heimkampagne in den 1970er Jahren forderte die Abschaffung der Körperstrafe, die Öffentlichkeit sollte Ein-

sicht bekommen in die Heime und die Bewohnerinnen und Bewohner sollten mehr partizipieren können. Heute gibt es differenzierte Formen der Betreuung. Ausserdem wurden paternalistisch-autoritäre Erziehungsstile durch Erziehungsmethoden abgelöst, die Partizipation und demokratisches Mitwirken ins Zentrum stellen. (vgl. Shuler, 2011, S. 25 – 29)

Die Ausbildungssituation im Bereich der späteren Sozialpädagogik zeigt sich in ihrer Entwicklung nicht so geradlinig wie in der Sozialarbeit. Hier hatten Männer eine Pionierrolle.

2.2.4 Einblick in die Ausbildung: Von der Ausbildung zum Armenlehrer oder Armen-erzieher bis zur Sozialpädagogin und zum Sozialpädagogen

Viele der im 19. Jahrhundert gegründeten Armenerziehungsanstalten verfügten gemäss Hauss über eine Institution zur Ausbildung von Armenlehrern oder Armenerziehern. Das Berufsbild vereinigte die unterschiedlichen Funktionen des Lehrers, Erziehers, Handwerkers und Landwirts. Bereits 1844 wurde eine Fachvereinigung gegründet. Die Wurzeln der Sozialpädagogik sind also viel älter als jene der Sozialarbeit. Anfangs des 20. Jahrhunderts wurden diese Ausbildungsstätten für junge Männer allerdings geschlossen, da sie der staatlichen Lehrerausbildung nicht Stand halten konnten. Lehrer und auch Theologen übernahmen künftig die Erziehung und Leitung der Heime. Frauen traten nur als Gattinnen von Heimleitern in Erscheinung und übernahmen automatisch die Rolle der Hausmutter. (vgl. Hauss, 2011, S. 19) In den 50er Jahren erfuhr „der Erzieherberuf“ nach Schmidt eine Feminisierung. Die Lehrer strebten wegen Lehrermangels zurück an die Schulen, in denen sie bessere Anstellungsbedingungen vorfanden. Seit dieser Zeit unterschied sich die „Erziehertätigkeit“ vom „Lehrerberuf“. (vgl. Schmidt, 1991, S. 33) Ab Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden darum nach und nach Lehrgänge für Anstaltsgehilfinnen, allenfalls von den Sozialarbeiterinnenausbildungen beeinflusst und manchmal auch diesen angegliedert. Das pädagogische Personal wurde also neu unter den Frauen gesucht, die Heimleitung blieb aber in Männerhand. Die Ausbildungsgänge wurden praxisnah gestaltet und waren nicht auf Karrierechancen ausgerichtet, da man davon ausging, dass die jungen Frauen bald heiraten und sich aus dem Berufsleben zurückziehen würden. Ausbildungs- und berufspolitisch konnten die Heimerzieherinnen und Heimerzieher in den 50er Jahren weder in ihrer Ausbildung noch in ihrer Praxis mit den Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern mithalten. Jene orientierten sich an modernen amerikanischen Methoden und die Ausbildungsstätten für Heimerziehung konnten sich indes nicht einmal auf gemeinsame Ausbildungsstandards einigen. (vgl. Hauss, 2011, S. 19 – 20)

2.2.5 Entwicklungen in der Ausbildungslandschaft ab 1950 bis heute

Sonja Matter berichtet in ihrem Aufsatz, dass in den Nachkriegsjahren das Geschlechterverhältnis von nicht in der Sozialen Arbeit ausgebildeten Männern in der Chefetage und ausgebildeten Frauen an der Basis vermehrt kritisiert worden sei. Allerdings wurden nicht für die Frauen Leitungsfunktionen gefordert, sondern für die Männer Ausbildungsmöglichkeiten. In den späten 40er Jahren wurden Männer an den Schulen für Soziale Arbeit in Zürich und Genf zugelassen, weitere Schulen folgten nach und nach. (vgl. Matter, 2011, S. 23 – 24) Zwischen 1950 und 1970 eröffneten Hauss zufolge etliche neue Schulen, vor allem für Heimerziehung bzw. Sozialpädagogik, aber auch einige für Sozialarbeit. Die beiden Ausbildungsbereiche Sozialarbeit und Sozialpädagogik bekundeten Mühe beim Zusammenschluss der Ausbildungen und beim Definieren gemeinsamer Standards, da sie – wie aufgezeigt – von unterschiedlichen Entstehungsgeschichten geprägt waren. (vgl. Hauss, 2011, S. 24) Gredig und Goldberg beschreiben, dass die Grenzlinie zwischen Sozialarbeit und Sozialpädagogik seit den 90er Jahren hinterfragt und auch kritisiert wird. Durch die Entscheidung einiger Schulen, auf differenzierte Bildungsabschlüsse in Sozialpädagogik oder Sozialarbeit zu verzichten und stattdessen die Berufsbezeichnung Soziale Arbeit zu benutzen, wird diese Grenzlinie zusehends aufgeweicht. Als dritter Fachbereich wird in der Schweiz die Soziokulturelle Animation zur Sozialen Arbeit gezählt. Sie entstand allerdings erst in den 60er und 70er Jahren. (vgl. Gredig & Goldberg, 2010, S. 405) In den 80er Jahren wurde festgestellt, dass für den bevorstehenden Strukturwandel, die notwendige Integration neuer Technologien und für den erhöhten Anspruch an die Innovation nicht genügend hochqualifiziertes Fachpersonal vorhanden war. Zusammen mit den bildungs- und wirtschaftspolitischen Bestrebungen, schweizerische Bildungsabschlüsse in Europa anschlussfähig zu machen, führte das in der Mitte der 90er Jahre zum Entschluss, auf der hochschulischen Tertiärstufe Fachhochschulen für Soziale Arbeit einzurichten. Die meisten Höheren Fachschulen entschlossen sich, die Weiterentwicklung zur Fachhochschule anzugehen und Abteilungen für Forschung und Entwicklung einzurichten sowie den Bereich der Nachdiplomstudiengänge auszubauen. Die Bestrebungen, Soziale Arbeit an den Schweizer Universitäten zu lehren, welche bereits zweimal scheiterten, trugen endlich Früchte. Anfangs der 60er Jahre war es an der Universität Fribourg möglich, ein Studium in Sozialarbeit zu absolvieren und zehn Jahre später bot die Universität Zürich ein erziehungswissenschaftliches Studium mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik an. Bis heute gibt es in der Schweiz nur diese zwei universitären Studiengänge in Sozialer Arbeit. Als neueste Entwicklung ist zu guter Letzt der Bologna-Prozess zu nennen, der das Studium an den Universitäten und Fachhochschulen in zwei Stufen, dem Bachelor- und dem Masterstudium, strukturiert. (vgl. Gredig & Goldberg, 2010, S. 408 – 411) Die Bologna-Reform hatte zum Ziel, „die Qualität der Studienangebote besser abzusichern,

die Mobilität der Studierenden in allen Phasen ihres Studiums zu erweitern, die Interdisziplinarität der Studienangebote auszubauen und Chancengleichheit zu gewährleisten“ (Gredig & Goldberg, 2010, S. 410).

Um eine Dissertation zu verfassen und zu promovieren, fehlen aber beiden in der Schweiz angebotenen konsekutiven Masterstudiengängen in Sozialer Arbeit an Fachhochschulen 30 ECTS Punkte. Die Fachhochschule Nordwestschweiz kooperiert mit der evangelischen Hochschule Freiburg im Breisgau und sichert so den Zugang zum Doktorat (vgl. Fachhochschule Nordwestschweiz, 2012, Anschlussfähigkeit im europäischen Raum und Zugang zu Ph.-D. Studien/Promotion). Beim Masterstudiengang der Kooperation der Fachhochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich wird kein klarer Weg aufgezeigt, wie die Studierenden die fehlenden 30 ECTS Punkte erlangen können und wo sie für ein Doktorat willkommen sind (vgl. Master in Sozialer Arbeit Bern – Luzern – St. Gallen – Zürich, (o. J.), Doktorat). In Deutschland fand der Umbau zu Fachhochschulen gemäss Hering und Münchmeier markant früher statt als in der Schweiz und zeigt eine interessante Zweiteilung. Bereits in den 70er Jahren entstanden für das Sozialwesen (Sozialarbeit) Fachhochschulen. Als wesentlicher Unterschied zu der Schweiz wurde und wird Sozialpädagogik an den Universitäten gelehrt. (vgl. Hering & Münchmeier, 2010, S. 128 – 129)

2.3 Zusammenfassend und ausblickend

Die Darstellung der Geschichte zeigt, dass das Geschlecht und die Geschlechterverhältnisse die Entwicklung der Sozialen Arbeit nachhaltig geprägt haben. Beide Geschlechter erfuhren Ausschluss, zuerst die Frauen aus der ehrenamtlichen sozialen Tätigkeit, dann die Männer aus der sich konstituierenden Ausbildung in Sozialer Arbeit. Trotzdem blieben in der Praxis mehrheitlich Männer in den Leitungsfunktionen. Mit zunehmendem Anstieg des Ausbildungsniveaus, der in die Akademisierung einmündete, fanden Männer auch den Weg in die Lehre und die Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Ohne die gesellschaftlich konstruierten Nachteile der Frauen beschönigen zu wollen, kann auch festgestellt werden, dass das vorherrschende gesellschaftliche Verständnis der Geschlechterordnung den Männern die Arbeit an der Basis mitunter erschwerte – und es bis heute tut. Das wird zwar nicht so benannt, kann aber aufgrund der sich in der Praxis zeigenden Situation von massiv mehr Frauen als Männern in der adressatinnen- und adressatennahen Arbeit sowie auf dem Hintergrund der in Kapitel 2.1 erarbeiteten Erkenntnisse aus der Geschichte der Geschlechterforschung durchaus auch so gelesen werden. Im aktuellen Professionalisierungsdiskurs werden Geschlecht und Geschlechterverhältnisse kaum explizit erwähnt. Dass sie heute keine Wirkmacht mehr haben sollen, ist nach diesen historischen Betrachtungen kaum vorstellbar.

3 Der Professionalisierungsdiskurs und das Geschlecht

„WIR HABEN ES MIT DER PARADOXEN SITUATION ZU TUN, DASS DIE AKTEURE IN DER PROFESSIONSDEBATTE ANERKENNUNG FÜR EINE PROFESSION ERLANGEN WOLLEN, DIE SICH DURCH MEHRHEITLICH VON FRAUEN BESETZTE TÄTIGKEITSFELDER UND DEREN PROFESSIONELLES HANDELN AUSZEICHNET, BEI GLEICHZEITIGER NICHT-THEMATISIERUNG DER BEDEUTUNG VON GESCHLECHTERVERHÄLTNISSSEN UND DER KONSTRUKTION VON GESCHLECHT IM VERHÄLTNIS ZU KONKRETEN, STARK BEZIEHUNGSORIENTIERTEN TÄTIGKEITSANFORDERUNGEN“ (Ehlert, 2010, S. 52).

Fragen zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit nehmen im Fachdiskurs seit Jahren viel Raum ein. Insbesondere die Frage, ob Soziale Arbeit eine anerkannte Profession ist, ob sie sich dahin bewegt oder aber nie eine sein kann, ist bis heute umstritten. In der vorliegenden Arbeit wird aus der Geschlechterperspektive auf diese Debatte geschaut. Dies im Bewusstsein, dass es neben Geschlecht als Kategorie noch etliche andere Merkmale gibt, wie zum Beispiel die Herkunft, die Schichtzugehörigkeit oder das Alter, entlang derer sich das Zusammenleben in einer Gesellschaft strukturieren kann. Hier aber soll es um den konkreten Zusammenhang zwischen den Professionalisierungsbemühungen Sozialer Arbeit und Geschlecht gehen, weil Geschlecht und insbesondere Weiblichkeit von Anfang an prägend waren in der Professionalisierungsgeschichte der Sozialen Arbeit. Nachfolgend wird anhand von Beiträgen von Burkhard Müller und Silvia Staub-Bernasconi ein Überblick über die Debatte gegeben.

3.1 Ein Überblick über die aktuelle Professionsdebatte

In seinem Aufsatz *Professionalität* beschreibt Burkhard Müller die Schwierigkeiten, mit denen die Soziale Arbeit in Bezug auf ihre Professionalisierung zu kämpfen hat. In der Berufssoziologie wird unter Profession „eine besondere Klasse von Berufen“ verstanden (siehe Kapitel 1.3, Begriffsklärungen). Welche Kriterien angemessen sind, um eine Profession allgemein und die Soziale Arbeit im Besonderen als solche zu bezeichnen, ist aber bereits Teil der Professionsdebatte. Die sogenannten klassischen Professionen – die Medizin, die Jurisprudenz und die Theologie – zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Berufstätigkeit den Privat- oder gar Intimbereich anderer Menschen und somit zentrale Lebensbereiche betrifft und dass die Menschen, die sich Berufstätigen dieser Professionen anvertrauen, dadurch besonderen Risiken und Verletzungsgefahren ausgesetzt sind. Um diese Risiken möglichst gering zu halten, gelten für die Angehörigen dieser klassischen Professionen hohe Anforderungen, die aber gleichzeitig auch mit Privilegien und Prestige verbunden sind:

- Aneignung von profundem wissenschaftlichem Wissen während einer anspruchsvollen und langjährigen Ausbildung, für die besondere Prüfungs- und Zulassungsverfahren gelten.
- Staatliche Kontrolle über den Berufszugang sowie ein staatlich gesichertes Monopol für die Bereichszuständigkeit.
- Einen Berufsverband und spezifische, berufsethische Verhaltensregeln sowie eine institutionalisierte wissenschaftliche Fachkultur, die die Standards der Profession sichern.
- Selbstkontrolle über professionsinterne Organisationen sowie gesetzliche Beschränkung geschäftlicher Eigeninteressen, zum Beispiel durch das Werbeverbot.
- Gesellschaftliche Anerkennung und materielle Privilegien durch Weisungsunabhängigkeit in fachlicher Hinsicht und die Verantwortung für „den Dienst an der Allgemeinheit“.

Viele Berufe streben an, diesen spezifischen Merkmalen zu entsprechen. Neben solchen, die eine Spezialkompetenz oder Expertise für bestimmte Güter oder Dienstleistungen vorzuweisen haben, sind dies auch Berufe, die nach Müllers Einschätzung dem Expertenmodell nicht ohne weiteres entsprechen können. Dazu zählt er neben Bildungs-, Pflege- und Managementberufen auch die Soziale Arbeit. Aber auch Berufe, die über spezialisiertes Wissen verfügen, wie zum Beispiel die Architektur, die Informatik oder das Ingenieurwesen, können die klassischen Professionalitätsansprüche nicht erfüllen, denn ihre Berufstätigkeit tangiert nicht sensible Lebensbereiche anderer Menschen. Trotzdem werden die Professionalitätsansprüche dieser Berufe besser anerkannt, da sie ihr Spezialgebiet klar abgrenzen können und ihre Expertise ein knappes Gut ist, was zu Ansehen und guten Verdiensten führt. In diesem Zusammenhang wird der Sozialen Arbeit aus systemtheoretischer Sicht ein Technologiedefizit vorgeworfen. Ein anderer Kritikpunkt ist ein hausfrauenähnliches Berufsprofil, das von Organisationshierarchien und sozialstaatlichen Rahmenbedingungen abhängig sei, darum könne Soziale Arbeit höchstens eine Semiprofession sein. Gar von misslungener Professionalisierung ist die Rede, weil Soziale Arbeit Probleme nur verwalte und an deren Ursachen gar nicht herankomme. In der jüngeren Diskussion um die Professionalisierung der Sozialen Arbeit geht es darum um die Frage, wie sich der Professionalitätsanspruch jenseits der klassischen Professionsmerkmale und der Expertise begründen lässt. Die oben angeführten Kritikpunkte zeitigten in der Theorie und Praxis der letzten 30 Jahre nach Müller folgende Konsequenzen: Einerseits wurden viele Ausbildungsgänge akademisiert und die fachliche und auch selbstkritische Wissensproduktion und Forschung wurde intensiviert. Andererseits entstand über die Professionalität Sozialer Arbeit eine unüberschaubare Debatte betreffend verbindender Standards und Kriterien. (vgl. Müller, 2010, S. 955 – 959)

Einen Ordnungsversuch bezüglich der verschiedenen Standpunkte innerhalb der Professionsdebatte bietet Silvia Staub-Bernasconi in ihrem Aufsatz *Der Professionalisierungsdiskurs zur Sozialen Arbeit (SA/SP) im deutschsprachigen Kontext im Spiegel internationaler Ausbildungsstandards. Soziale Arbeit – eine verspätete Profession?* an. Sie teilt die Professionsdebatte in vier verschiedene Positionen ein:

- In der ersten Position wird Soziale Arbeit als eine sich entwickelnde Profession gesehen. Hier wird darauf verwiesen, dass eine systematische Theoriebasis notwendig ist. Als aktuelle Vertreter sieht Staub-Bernasconi Bernd Dewe und Hans-Uwe Otto, die Professionalität als *reflexive* Professionalität bezeichnen und sich damit von kognitiv-bürokratischer Rationalität abgrenzen wollen. (vgl. Staub-Bernasconi, 2009, S. 24) Dewe und Otto sehen Professionen als „eine Institutionalisierungsform der Relativierung von Theorie und Praxis, in der wissenschaftliche Wissensbestände praktisch-kommunikativ in den Prozess der alltäglichen Organisation des Handelns und der Lösung hier auftretender Probleme fallbezogen kontextualisiert werden“ (Dewe & Otto, 2010, S. 210). Wichtig ist in diesem Ansatz in Bezug auf den Umgang mit Adressatinnen und Adressaten auch eine demokratische Rationalität, die der Handlungslogik zugrunde liegt. Das führt zu einem reflexiven Verstehen und Handeln, das weder den Situationsbezug noch das Bewusstsein für die Einzigartigkeit einer Situation vermissen lässt. (vgl. Dewe & Otto, 2010, S. 215) Dewe und Otto geben ihrem Aufsatz *Reflexive Sozialpädagogik* den Untertitel: Grundstrukturen eines neuen Typs dienstleistungsorientierten Professionshandelns.
- In der zweiten Position gilt Soziale Arbeit nicht als Profession, sondern als Beruf. Als Profession fehlt ihr aus dieser Sicht die Wissensbasis. Sie kann gegenüber etablierten Professionen lediglich den Status einer Hilfskraft einnehmen. Albert Scherr räumt zwar ein, dass Soziale Arbeit ein „schwieriger“ Beruf sei. Ihr fehle aber eine singuläre Wissenschaft und die legitime Entscheidungskompetenz liege bei der Justiz, der Politik, der Psychologie oder der Medizin, denen die wissenschaftliche Expertise anerkannt würde. Scherr sieht auch keine Anzeichen dafür, dass sich dieser Umstand ändern könnte. (vgl. Scherr, 2001, S. 29, zitiert nach Staub-Bernasconi, 2009, S. 25) Wolf Rainer Wendt spricht zwar von Professionalisierung, meint aber Verberuflichung, so Staub-Bernasconi. Es geht ihm „nicht mehr um ‚fürsorgliche Hilfe‘ sowie die psychosoziale Erfassung der notleidenden Person“ (Staub-Bernasconi, 2009, S. 25), sondern um Effektivität, Effizienz und Kostenwirksamkeit. Das „Professionalisierungsanliegen“ erfährt eine Reduzierung auf technisches Know-How. (vgl. Staub-Bernasconi, 2009, S. 25)
- Vertreterinnen und Vertreter der dritten Position weisen der Sozialen Arbeit den Status einer Semiprofession zu – und das könne sich auch nicht ändern, so zum Beispiel

die Haltung von Ulrich Oevermann. Der Sozialen Arbeit fehlt nach Meinung der Vertreterinnen und Vertreter dieser Position das Recht, nach eigenem Ermessen zu handeln, was ein zentrales Merkmal von Professionen ist. Die Soziale Arbeit unterliegt aber als Auftragsempfängerin einem organisationellen Zwang, sie ist abhängig von den Interessen und Vorgaben der Trägerinnen und Träger. (vgl. Staub-Bernasconi, 2009, S. 25 – 26)

- Die Repräsentantinnen und Repräsentanten der vierten von Staub-Bernasconi benannten Position sprechen sich für die Deprofessionalisierung der Sozialen Arbeit auf der Grundlage höherer Werte aus. In der Professionalisierung wird die Gefahr gesehen, dass sich die Soziale Arbeit wegbewegt von wertbezogenen Zielen und sozialen Reformen und dass all ihre Ressourcen zur Entwicklung von ritualisierten und standardisierten Abläufen und verfeinerten Methoden und Techniken verwendet werden. Die Kreise der kritischen Sozialen Arbeit befürchten, dass die Professionalisierung der Sozialen Arbeit ein gesellschaftspolitisches oder gesellschaftsveränderndes Engagement verunmöglicht. Soziale Arbeit steht nach ihrer Ansicht in der Gefahr, gegenüber kapitalistischen Machtverhältnissen blind zu werden und diese gar zu stabilisieren. (vgl. Staub-Bernasconi, 2009, S. 26 – 27)

Ob sich die Soziale Arbeit auf dem Weg zur Profession befindet, wegen einer mangelnden Wissensbasis lediglich ein Beruf ist, als Auftragsempfängerin nur eine Semi-Profession sein kann oder sich als Schutz vor wertferner Standardisierung bewusst deprofessionalisieren soll, ist ungeklärt. Neben der Uneinigkeit darüber, ob Soziale Arbeit eine Profession ist oder nicht – wie vorgängig dargestellt halten die Kritikerinnen und Kritiker die Mehrheit – ist auch nicht klar definiert, welche Kriterien eine Profession überhaupt zu erfüllen hat. Das führt zu einem schwer überschaubaren Diskussionsraum.

Staub-Bernasconi zeigt auf, dass auf internationaler Ebene möglich war, was im deutschsprachigen Raum bis jetzt nicht gelungen ist. Ein minimaler Konsens wurde gefunden und eine „International Definition of the Social Work Profession“ ausgearbeitet. Angestossen wurde diese Definition nicht von den Hochschulen, sondern von den Praktikerinnen und Praktikern, die in der „International Federation of Social Workers“ (IFSW) vereinigt sind. (vgl. Staub-Bernasconi, 2009, S. 28 – 30)

Soziale Arbeit ist eine Profession, die sozialen Wandel, Problemlösungen in menschlichen Beziehungen sowie die Ermächtigung und Befreiung von Menschen fördert, um ihr Wohlbefinden zu verbessern. Indem sie sich auf Theorien menschlichen Verhaltens sowie sozialer Systeme als Erklärungsbasis stützt,

intervenierte Soziale Arbeit dort, wo Individuen mit ihrer Umwelt interagieren. Dabei sind die Prinzipien der Menschenrechte und sozialer Gerechtigkeit für die Soziale Arbeit von fundamentaler Bedeutung. (IFSW, 2007, zitiert nach Staub-Bernasconi, 2009, S. 30)

Im deutschsprachigen Diskurs sieht Burkhard Müller die Notwendigkeit zur Schaffung eines „eigenen Typus von offenen Formen der Professionalität“ (Müller, 2010, S. 965) für die Soziale Arbeit, wenn sie ihre folgenden Kompetenzen bewahren will: 1.) Die Bewältigung von Ungewissheit, 2.) die Verarbeitung von paradoxen Handlungsanforderungen und 3.) die ko-produktive Erschließung von zunächst blockierten Handlungschancen. Will sie zudem auf ihre eigene professionelle Ethik, bestehend aus Grundsätzen wie Lebensweltorientierung, Bemündigung statt Entmündigung von Adressatinnen und Adressaten, Parteilichkeit und Empowerment nicht verzichten, dann führt Müller drei Bedingungen an, die zu erfüllen sind, sich aber mit Expertise nicht leicht vereinbaren lassen.

- Soziale Arbeit lässt sich auf die Alltagsprobleme ihrer Adressatinnen und Adressaten wirklich ein.
- Soziale Arbeit bekennt, dass sie vom Willen der Adressatinnen und Adressaten abhängig ist und Prozesse nur gemeinsam gestaltet werden können.
- Soziale Arbeit akzeptiert, dass andere Instanzen ihren eigenen Erfolg beeinflussen und für die Lebenschancen ihrer Adressatinnen und Adressaten wichtiger sind als sie selbst (zum Beispiel die Schule, der Arbeitsmarkt oder die ökonomische Lage, etc.).

Für professionelle Qualität Sozialer Arbeit sind nach Müller autonome Handlungsspielräume unerlässlich, wenngleich diese oftmals wenig gesichert sind. Gerade diese Unsicherheit erschwert die Anerkennung Sozialer Arbeit von aussen. Sie verfügt nicht über einen schützenden Apparat wie ihn beispielsweise Lehrpersonen mit dem Pflichtschulsystem kennen. Professionell handeln bedeutet für Müller unter diesen Umständen, sich auf die Probleme der Adressatinnen und Adressaten einzulassen, sich dabei aber unbedingt der Gefahr bewusst zu sein, dass man sich selbst in diese Probleme verstricken kann. Gleichzeitig bedeutet es, sich einzulassen auf die institutionelle, organisatorische und sozialstaatliche Ebene. Offene Professionalität kommt ohne monopolisierende Expertendomäne aus und ist fähig zu selbst-reflexiver und selbstkritischer Ungewissheitsbewältigung. Sie braucht aber ein angemessenes Setting, das sie stützt. Dieses Setting impliziert organisatorisch-praktische Bedingungen genauso wie Handlungsformen, die die professionelle Haltung stabilisieren und gar erwartbar machen. Müller spricht von einer „professionellen Organisationskultur“, die als „Wechselwirkung zwischen organisatorischer Struktur und den diese im Handeln reproduzierenden Akteurinnen“ (Müller, 2010, S. 968) zu verstehen ist. Soziale Arbeit muss sich nach Müllers

Ansicht nicht mit einem semiprofessionellen Status begnügen. (vgl. Müller, 2010, S. 965 – 969) Damit lässt sich Müller der ersten von Staub-Bernasconi beschriebenen Position in der Debatte rund um Soziale Arbeit als Profession zuordnen und sieht sich einigen Kritikerinnen und Kritikern gegenüber.

3.2 Anmerkungen aus der Geschlechterperspektive

Weder Burkhard Müller noch Silvia Staub-Bernasconi gehen in ihren Ausführungen auf eine mögliche Auswirkung der Geschlechterverhältnisse auf die Professionalisierung der Sozialen Arbeit ein. In einem nächsten Schritt werden die Fakten der Geschlechtersegregation dargestellt. Anschliessend werden mögliche Erklärungen dafür innerhalb des Praxisfeldes und in der Vermittlung und Entwicklung von Theorie angeführt. Weiter werden Zusammenhänge zwischen Geschlecht und Professionalisierungsschwierigkeiten benannt.

3.2.1 Geschlechtersegregation im Praxisfeld

Laut einer Untersuchung des Bundesamtes für Statistik [BFS] über die geschlechterspezifischen Zahlen der Eintritte an Schweizer Fachhochschulen sind im Jahr 2010 80.4 Prozent der Studieneinsteigenden im Fachbereich Soziale Arbeit auf Bachelorstufe Frauen. Auf der vergleichsweise neuen Masterstufe sind im Jahr 2010 71 Prozent der Studierenden, die das Studium neu aufgenommen haben, Frauen. (vgl. BFS, 2011, S. 27) Soziale Arbeit ist also ein quantitativ nachweisbarer Frauenberuf, denn Berufe mit einem Frauenanteil von mehr als 80 Prozent gelten als „weiblich dominierte“ Berufe, bei einem Frauenanteil von 60 bis 80 Prozent spricht man von einem „überwiegend weiblich“ besetzten Beruf (Biersack, 2002, zitiert nach Feldhoff, 2006, S. 37 - 38). Trotz des hohen Frauenanteils wird in der einschlägigen Literatur ein proportionaler Überhang an Männern in Leitungspositionen der Sozialen Arbeit attestiert. Der „gläserne Fahrstuhl“ befördert die Männer in Frauenberufen einfach nach oben, während die Frauen an die „gläserne Decke“ stossen, wenn sie Karriere machen wollen (vgl. Rerrich, 2010, S. 100). Für die Schweiz, so Nadai, Sommerfeld, Bühlmann und Krattiger, würden genauere Daten fehlen, um die These zu belegen, dass Männer vor allem in Führungspositionen zu finden seien. Allerdings seien Männer „etwas öfter“ in Berufsfeldern mit besseren Karrierechancen zu finden als in jenen mit geringeren Karrierechancen. (vgl. Nadai et al., 2005, S. 61) Neuere Zahlen in Bezug auf die Geschlechterverteilung in der Leitung sozialer Organisationen gibt es für den Kanton St. Gallen. Im Rahmen eines Projektes der Fachhochschule St. Gallen, Fachbereich Soziale Arbeit [FHS], führten Studierende eine quantitative Studie zum Thema Gender durch. Es wurden 180 Fragebogen versendet, die Rücklaufquote lag bei 42.2 Prozent. Die Frage nach der Geschlechterverteilung in den Führungspositionen ergab, dass diese zu 51 Prozent von Frauen und zu 49 Prozent von Männern besetzt sind. Allerdings sind in den befragten Organisationen mehr als doppelt so viele

Frauen wie Männer beschäftigt. (vgl. Saitovic, Flury & Müller, 2007, S. 23 & 31) In den befragten Organisationen ist der von Rerrich angesprochene proportionale Überhang von männlichen Führungspersonen somit definitiv ausgewiesen.

Gemäss Studienergebnissen, die von Sabine Bujnoch beschrieben werden, ziehen Frauen einer Karriere und Aufstiegsmöglichkeiten eher die vielen Möglichkeiten der horizontalen Entwicklung im Berufsfeld vor. Eine Befragung von Frauen in Führungspositionen im sozialen Bereich ergab, dass diese Frauen weitere Entwicklungsmöglichkeiten zwar nicht ausschliessen, diese aber mit persönlichen Interessen und Neigungen sowie mit der familiären Situation vereinbar sein müssen. Veränderungen sind für die befragten Frauen in Führungspositionen dann erstrebenswert, wenn sie neue inhaltliche Gestaltungsmöglichkeiten bieten und Spass machen. Durch eine berufliche Veränderung ein höheres Einkommen zu erzielen, ist bei den Befragten nur von geringer Bedeutung. Wichtig ist aber, dass die neue Position in Relation steht zu erhöhten zeitlichen Belastungen oder anderen Unannehmlichkeiten. Für die Unterrepräsentation von Frauen in Führungspositionen in der Sozialen Arbeit sieht Bujnoch neben den historischen Wurzeln der Profession, organisationalen Hemmnissen und einem schwer durchschaubaren Zusammenhang zwischen Männern und Machtstrukturen auch Gründe, die auf verinnerlichte geschlechtsspezifische Rollenmuster zurückzuführen sind. Die von Führungskräften geforderte längerfristige Kontinuität und der hohe persönliche und zeitliche Einsatz lassen sich schwer vereinbaren mit Arbeitsunterbrechungen während der Kinderphase und führen zu einer massiven Doppelbelastung mit Familie. Ohne Kinder – und oft auch ohne Lebenspartnerschaft – gelingt der Aufstieg leichter. Zudem würden Frauen den Verlust der persönlichen Beziehungen mit den Adressatinnen und Adressaten als Bedrohung wahrnehmen, weil sie so dem Ideal des Helfens nicht mehr entsprechen könnten. Als weiteren Aspekt führt Bujnoch an, dass Frauen ein mangelndes Vertrauen in Frauen als Vorgesetzte hätten und Männer als Führungspersonen bevorzugen würden. Das führt dazu, dass Frauen, die eine Führungsposition anstreben, eine höhere Leistung erbringen müssen, um akzeptiert zu werden. (vgl. Bujnoch, 2008, S. 36 – 37)

3.2.2 Geschlechtersegregation in der Theorievermittlung und -entwicklung

Die bereits erwähnte Untersuchung des BFS zeigt, dass 2010 im Fachbereich Soziale Arbeit als einzigem Fachhochschulbereich eine Geschlechterparität beim Lehrkörper vorliegt. In den Fachbereichen Gesundheit und angewandte Linguistik überwiegen die Frauen, in allen anderen Fachbereichen sind die Männer in der Überzahl. (vgl. BFS, 2010, S. 52) Die Ausgabe 9/2009 von SozialAktuell befasst sich mit dem Themenschwerpunkt Gender. Darin enthalten ist ein Gespräch zwischen vier Dozentinnen an Fachhochschulen für Soziale Arbeit und zwei Gleichstellungsbeauftragten dieser Schulen, die die Chancengleichheit an den Fach-

hochschulen diskutieren. Dieses Gespräch zeigt, dass die vermeintliche Geschlechterparität bei Dozierenden in der Sozialen Arbeit durchaus auch segregiert ist. Es wird festgestellt, dass Forschung tendenziell höher bewertet wird als Lehre, ebenfalls wird Spezialisierung der Generalisierung vorgezogen. Generalisierte Aufgaben in der Lehre allgemein und spezifisch im Bachelorstudiengang sowie in der Praxisausbildung werden öfters von Frauen ausgeführt. In der Forschung, in der Lehre des Masterstudiengangs und in der *scientific community* sind mehr Männer anzutreffen. Erklärt wird diese ungleiche Verteilung damit, dass der Weg von Generalistinnen und Generalisten an der Fachhochschule eher über die Praxis führt und jener der Spezialistinnen und Spezialisten eher über die Forschung. Männer sind besser in Netzwerke eingebunden als Frauen und sie werden durch diese Netzwerke darum auch besser protegiert. Zudem ist bei der Drittmittelbeschaffung in der Forschung ein „männerspezifisches“ Businessverhalten vorteilig. Die These, dass sich Männer mit der zunehmenden Akademisierung der Fachhochschulen besser positionieren können als Frauen wird gestützt. Auch angesprochen wird die Hebung des Status eines Frauenberufes durch die Präsenz von Männern. Diese werden von Vorgesetzten und Mitarbeitenden gefördert und unterstützt und es kann beobachtet werden, dass sie mehr Toleranz und Privilegien genießen als ihre weiblichen Mitarbeitenden. Es ist für sie leichter, Karriere zu machen. Karriereinteressierte Frauen werden nicht zuletzt von anderen Frauen abgewertet und sind überhöhten Erwartungen ausgesetzt. In der Sozialen Arbeit tätige Männer versuchen, sich von der weiblichen Konnotation des Berufes abzugrenzen, indem sie mit männlichen Attributen die Differenz betonen. (vgl. Abplanalp, Benz, Gerber & Kunz, 2009, S. 17 – 19)

Gudrun Ehlert (2010) weist darauf hin, dass der Fachdiskurs männerdominiert ist und Editionen von Fachbüchern mehrheitlich männliche Vertreter zu Wort kommen lassen (vgl. Ehlert, S. 52). Diese Aussage lässt sich zum Beispiel mit einem Blick ins Inhaltsverzeichnis von Werner Tholes „Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch“ (2010) bestätigen. Lediglich ein Drittel der Beiträge sind von Frauen oder unter Mitarbeit von Frauen verfasst worden.

3.2.3 Vom Zusammenhang zwischen Geschlecht und Professionalisierungsschwierigkeiten

Lotte Rose spricht von der Feminisierung als Professionalisierungsschwäche, die ihrer Ansicht nach von zwei Seiten her problematisiert wird. Einerseits wird die statistische Korrelation zwischen einem niederen Ansehen der Sozialen Arbeit und einer hohen Zahl weiblicher Beschäftigter als kausal zusammenhängend angesehen. Obwohl gerade auch in der Geschlechterforschung dieser Zusammenhang schon in anderen Berufen hervor gehoben wurde, hinterfragt Rose diese Sichtweise kritisch und führt das Beispiel des Metzgers an, des-

sen Ansehen historisch gesehen stetig abgenommen hat, obschon dieser Beruf seit jeher ein klassischer Männerberuf ist. So gesehen darf auch hinterfragt werden, ob ein höherer Männeranteil in der Sozialen Arbeit tatsächlich zu einer Statuserhöhung führen würde. Andererseits weist Rose darauf hin, dass die Überzahl der Frauen in der Sozialen Arbeit mit fachlichem Versagen verknüpft wird. Vor allem in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen wird die mehrheitliche Absenz von Männern dahingehend problematisiert, als dass männlichen Kindern und Jugendlichen wegen häufiger Absenz des Vaters eine männliche Identifikationsfigur fehle. Auch hier hat die Geschlechterforschung ihren Beitrag geleistet, in dem sie die Abwesenheit der Väter als Nachteil für die männliche Identitätsbildung beschrieben hat. Seitdem wird männliches Fehlverhalten oder Scheitern oft mit der Überrepräsentation von Frauen in Betreuung und Schule begründet, was auch Eingang gefunden hat in alltagstheoretische Begründungen. Rose zeigt auf, dass „Frauenberuf“ als Diskursfigur nachhaltig prägt. Frauen, die übermässig zur Verfügung stehen, werden diskreditiert, während Männer alleine ihres Geschlechts wegen begehrt sind, ohne dass qualitativ begründet werden muss, warum sie so gefragt sind. Es ist naheliegend, dass diese Vorzugsbehandlung auch die Gefahr birgt, dass Männer den hohen Erwartungen nicht entsprechen. (vgl. Rose, 2007, S. 128 – 131)

Einen anderen Grund für die Professionalisierungsschwierigkeiten sehen Nadai, Sommerfeld, Bühlmann und Krattiger darin, dass von den Gründerinnen der ersten Frauenschulen bewusst auf eine universitäre Verankerung verzichtet wurde und sich die Soziale Arbeit somit den männlichen Professionen unterordnete. Da die Ausbildung neben der Wissensvermittlung auch persönlichkeitsbildend sein sollte und besonderen Wert auf die Verbindung von Theorie und Praxis gelegt wurde, liess sich dieses Modell nicht an einer auf theoretisches Wissen fokussierten akademischen Universität verwirklichen. Die Frauen betrachteten ihre Schulen allerdings selbstbewusst als gleichwertig zu Universitäten. Der Abschluss an den Frauenschulen führte aber nur in die mittleren Positionen, für Führungspositionen war ein – meist juristischer – Universitätsabschluss gefragt. (vgl. Nadai et al., 2005, S. 58 – 59)

Nadai et al. weisen auf einen möglichen Zusammenhang zwischen der Akademisierung der Sozialen Arbeit und einer Recodierung ihrer weiblichen Züge hin. Mit der Expansion des Sozialsektors ging eine Ausdifferenzierung des Berufsfeldes einher. Das führte zur Neuschaffung von Stellen, die sich mit Management und Planung befassen und die überproportional von Männern besetzt werden. Die Einbettung von Organisationsentwicklung, Controlling, Effizienz und Effektivität kann als Versuch gewertet werden, die Soziale Arbeit von ihren weiblichen Konnotationen zu „reinigen“ und damit eine Statushebung herbeizuführen. (vgl. Nadai et al., 2005, S. 69)

Im Laufe der Professionalisierung wird, wie von Ehlert nachgezeichnet, die Neutralisierung von Geschlecht versucht. Durch neutrale Formulierungen wird angestrebt, den „Malus“ der weiblich konnotierten Begrifflichkeiten und Eigenschaften abzustreifen. Eine Erneuerung der Sozialen Arbeit wird als notwendig vorausgesetzt. Bestimmte Werte sollen darin einfließen, jedoch in geschlechtsneutraler Form. Ehlert sieht für diesen Trend zwei mögliche Deutungen. Entweder ist Soziale Arbeit geschlechtsneutral, was eine Ausblendung der Geschlechterverhältnisse auf allen Ebenen bedeutet, oder sie soll sich zwecks gesellschaftlicher Anerkennung an einem männlich konnotierten Professionsmodell orientieren. Dies aber verleugnet die engen Verflechtungen von konstruierter Zweigeschlechtlichkeit und den Tätigkeitsprofilen, Anforderungen und Bewertungen der Sozialen Arbeit. (vgl. Ehlert, 2010, S. 51 – 53)

Ein doppelter Zusammenhang zwischen Geschlecht und Professionalisierung zeigt Catrine Heite auf. Ihren Ausführungen zufolge versucht sich Soziale Arbeit als Aktivierungsinstanz zu professionalisieren. Die Methoden werden auf Aktivierungspädagogik umgestellt und Evaluierbarkeit, Effizienz und Effektivität als managerialisierende Aspekte eingeführt. Hilfeplanung soll rational, wissensbasiert und wirkungsorientiert sein. Diese Umstrukturierung zielt geschlechtsspezifisch betrachtet auf die Aufhebung weiblicher Vergeschlechtlichung ab und strebt stattdessen eine männlich codierte Aufwertung der Profession an. Soziale Arbeit soll leistungsstark, effizient und outputorientiert werden. Das führt zu einer zweiten geschlechter-spezifischen Auswirkung. Im Rahmen post-wohlfahrtsstaatlicher Umsteuerung soll aufgrund einer sozialstaatlichen Finanzkrise die Verantwortung für die Bewältigung sozialer Probleme zurückgegeben werden in den privaten und familiären Bereich. Mit dieser bewussten „Aufwertung“ der familiären Unterstützung und des freiwilligen Engagements für Menschen in prekären Lebenslagen werden vor allem die Frauen in die ehemals vom Wohlfahrtsstaat getragene Pflicht genommen. In jenen Bereichen der Sozialen Arbeit, die weiterhin aus öffentlichen Geldern finanziert werden, sieht Heite professionelle Kriterien wie die Freiwilligkeit umgedeutet zur leistungsorientierten Aktivierung individueller Eigenverantwortung. Das führt sie zur These, dass die vergeschlechtlichte Dichotomie öffentlich/privat im Post-Wohlfahrtsstaat wieder verfestigt wird. Heite spricht darum von einem geschlechterpolitischen Rückschritt. Die Soziale Arbeit möchte sich mit dieser Professionalisierungsstrategie dem Markt leistungs- und konkurrenzfähig präsentieren. Die dafür verwendeten Massnahmen der Individualisierung, Inkludierung und Aktivierung machen aber einen Rechtsanspruch auf soziale Unterstützung offensichtlich weniger einklagbar. Das wiederum schmälert die Möglichkeit der Sozialen Arbeit, sich als Erbringerin dieses nun durch die Verschiebung ins Private entzogenen Rechtsanspruchs zur Verfügung zu stellen. Anstatt das Recht auf öffentlich gewährleistete Unterstützung durch die Soziale Arbeit selbst aufrecht zu

erhalten, betreibt diese nach Heite damit ihre eigene Deprofessionalisierung. (vgl. Heite, 2010, S. 33 – 35) Die Aktualität von Heites Gedanken zeigt sich im Eingangszitat des Vorworts dieser Arbeit.

3.3 Zusammenfassend und ausblickend

Die Professionsdebatte wird als Fachdiskurs geschlechtsneutral geführt. Die Schwierigkeiten der Sozialen Arbeit, als vollwertige Profession anerkannt zu werden, sind nicht nur aus der Geschlechterperspektive zu begründen. Aber die Zusammenhänge, die das Einnehmen dieser Perspektive erschliesst, sind weitreichend. Trotzdem werden sie lediglich in einem Sonderdiskurs behandelt und finden in der grundsätzlichen Diskussion kaum Beachtung. Soziale Arbeit wird an der Basis mehrheitlich von Frauen geleistet. In den Leitungsfunktionen sind Männer überproportional vertreten. Leitungsfunktionen sind für Frauen dann interessant, wenn sie ihre fachlichen Interessen und Neigungen bedienen und sich gut in ihren Lebensentwurf einbetten lassen. Eine bessere Entlohnung und mehr Ansehen werden weniger gewichtet. Dazu kommt, dass es für Frauen schwieriger ist, als Leitungsperson akzeptiert zu werden – gerade auch von weiblichen Mitarbeitenden. Hier sind eingeschliffene und dichotome Geschlechterverhältnisse prägend. Den Strukturen des Frauenberufs und seiner Abwertung wird im nächsten Kapitel nachgegangen. (Kapitel 4.1, Beantwortung der leitenden Fragestellungen: *Warum wird Soziale Arbeit als Frauenberuf bezeichnet? Warum wird Soziale Arbeit als Frauenberuf abgewertet?* Kapitel 4.2: *Wie wird Soziale Arbeit als Frauenberuf hergestellt?*) Im Arbeitsfeld der Theorievermittlung und Theorieentwicklung, in dem das Geschlechterverhältnis quantitativ gesehen ausgeglichen ist, zeigt sich nach einem zweiten Blick dennoch eine Segregation. Frauen sind mehr in den Wissen vermittelnden und generalisierten Rollen anzutreffen, Männer eher in den Wissen entwickelnden, spezifischen Rollen. Die zunehmenden Managerialisierungsbestrebungen werden auch als bewusste Vermännlichung der Sozialen Arbeit mit dem Zweck der Statushebung interpretiert. Wie ist das zu deuten? (Kapitel 4.2: *Wie ist die neoliberale Tendenz zur Managerialisierung der Sozialen Arbeit aus der Geschlechterperspektive zu deuten?*) Welchen Einfluss hat es, wenn über Soziale Arbeit als *Frauenberuf* gesprochen wird? (Kapitel 4.3: *Was sagt die Bezeichnung Frauenberuf über die Soziale Arbeit aus? Was verschweigt die Bezeichnung Frauenberuf über die Soziale Arbeit?*)

4 Die Gender/Queer Studies

„DIE SOZIALE WIRKLICHKEIT IST ZWEIFACH STRUKTURIERT, DIE DIFFERENZ IMMER SCHON IN DIE SOZIALE WELT EINGESCHRIEBEN UND UNSERE WAHRNEHMUNG DARAUF AUSGERICHTET, IN JEDER SITUATION FRAUEN UND MÄNNER ZU UNTERSCHIEDEN“ (Gildemeister, 2010, S. 141).

Nachdem gezeigt wurde, dass das Geschlecht und die ungleichen Geschlechterverhältnisse im Professionalisierungsdiskurs der Sozialen Arbeit prägend sind und Fragen aufwerfen, wird nun an das Kapitel 2.1 (Von den Frauenbewegungen zur Frauen- und Geschlechterforschung) angeknüpft und in die Gender/Queer Studies eingeführt. Darin sollen auf die formulierten Fragen in Bezug auf die Professionalisierung der Sozialen Arbeit aus geschlechtertheoretischer Perspektive Antworten gefunden werden.

Für die Darstellung der Gender/Queer Studies wird die Einführung von Nina Degele, Professorin für Soziologie und Gender Studies, genutzt. Degele führt die Gender Studies und die Queer Studies bewusst zusammen und nennt sie *Gender/Queer Studies*. Diese Schreibweise wird hier übernommen. Degele bezeichnet das Verhältnis zwischen den Gender und den Queer Studies als ungeklärt, da kaum Literatur besteht, die diese beiden Perspektiven miteinander verbindet. Die Gender Studies – oder die Geschlechterforschung – haben sich wie in Kapitel 2.1 nachgezeichnet nach den 1970er Jahren aus der Frauenforschung heraus entwickelt, die Queer Studies entstanden erst in den 1990er Jahren als Weiterentwicklung der *gay and lesbian studies*. In beiden Perspektiven werden Ungleichheit, Macht und Herrschaft in Bezug auf Geschlecht und Sexualität analysiert und kritisiert. In den Gender Studies wird einerseits versucht, sich des Hauptbegriffs Geschlecht neu zu versichern und danach gefragt, was *Frauen* sind. Andererseits braucht es eine Auseinandersetzung mit der politischen Basis, denn die Notwendigkeit von Feminismus wird heute oftmals hinterfragt, weil Emanzipation und Gleichberechtigung als selbstverständlich empfunden werden. In den Queer Studies dagegen fühlen sich die Vertreterinnen und Vertreter nicht mehr lediglich für die Abweichung von Heterosexualität zuständig, sondern analysieren und hinterfragen Normalität grundsätzlich. Degele sieht die Zusammenführung darin begründet, die Queer Studies dadurch „geschlechtertheoretisch abzufedern und die Gender Studies auf queerende Weise“ (Degele, 2008, S. 11) zu betreiben. Queer Studies definieren zu wollen wird von Degele als Widerspruch zur queeren Idee erklärt. *Queer* als Adjektiv ist negativ gefärbt und bedeutet seltsam, unwohl, komisch oder gefälscht und fragwürdig. Als Verb meint *to queer* jemanden irreführen oder etwas verderben oder verpfuschen. Mit anderen Worten will *to queer* jemanden oder etwas aus einer selbstverständlichen Ordnung bringen. Statt theoretische, methodische oder

disziplinäre Sicherheiten zu schaffen, wollen Repräsentantinnen und Repräsentanten der Queer Studies verstörend wirken – auch bezogen auf das persönliche Denken. Sie haben sich die Sichtbarmachung und das Kritisieren von gesellschaftlichen Normierungen und ihren Mechanismen und Prozessen samt Ausschlussmechanismen zur Aufgabe gemacht. (vgl. Degele, 2008, S. 10 – 12)

Innerhalb des Kontextes der Gender/Queer Studies unterscheidet Degele drei Strömungen der Theoriebildung: Die strukturorientierte Gesellschaftskritik, in welcher Geschlecht als sozialstrukturelles Phänomen betrachtet wird, den interaktionistischen Konstruktivismus, in dem Geschlecht als interaktiv hergestellt wahrgenommen wird und den diskurstheoretischen Dekonstruktivismus, in dem Geschlecht als Ordnungsprinzip auf der Bedeutungsebene gesehen wird. Degele stellt klar, dass es sich dabei um bewusst grobe Zuordnungen handelt, die sich auch überlappen und überschneiden können. So soll gezeigt werden, dass sich gender/queeres Denken bewegt und Positionen auch weiter entwickelt werden, mitunter auch über die Grenzen einer Strömung hinaus. Die drei theoretischen Strömungen sind auf verschiedenen Ebenen angesiedelt, arbeiten mit unterschiedlichen Begriffen und Methoden und stellen nicht die gleichen Fragen. Jede Strömung verfügt über Stärken und Schwächen und eignet sich darum auch für unterschiedliche Forschungsfragen. Gemeinsam ist den drei Perspektiven das feministische Anliegen, welches von Degele mit drei Merkmalen beschrieben wird: Erstens steht Geschlecht im Mittelpunkt der Theoriebildung, zweitens werden die gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse als problematisch und veränderungsbedürftig erachtet und drittens werden die herrschenden Geschlechterverhältnisse weder als naturgegeben noch als unveränderbar angesehen. (vgl. Degele, 2008, S. 14 – 21)

Die einzelnen Strömungen sind umfangreich und es muss daher im Rahmen dieser Arbeit mit thematischen Fokussierungen und damit einhergehenden Vernachlässigungen gerechnet werden. Aber die Strömungen sollen so dargestellt werden, dass ersichtlich ist, auf welcher Ebene sie zu verorten sind und welche Schlüsselbegriffe wichtig sind. Es wird auf strömungsinterne Uneinigkeiten hingewiesen und auf Kritikpunkte aufmerksam gemacht, die sich Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Strömungen vorwerfen. Die formulierten Fragestellungen lassen sich je einer Strömung zuordnen und werden im Anschluss an die Darstellung jeder einzelnen Strömung beantwortet.

4.1 Die strukturorientierte Gesellschaftskritik

Die strukturorientierte Gesellschaftskritik hat ihren Ursprung in der Frauenforschung der 70er und 80er Jahre. In dieser Strömung wird Degele zufolge die Struktur von gesellschaftlicher Geschlechterungleichheit in den Vordergrund gerückt und die Situation und Unterdrückung

der Frau auf der Makroebene betrachtet. Der dafür früher gebräuchliche Begriff *Patriarchat* wurde ersetzt durch Wendungen wie *hierarchisches Geschlechterverhältnis*. Beforscht wird zum Beispiel das Verhältnis von Erwerbs- und Hausarbeit, diskriminierende Gesetzgebungen oder sexistische Darstellungen in der Werbung. (vgl. Degele, 2008, S. 16 – 17)

4.1.1 Arbeit als Schlüsselthema

Wie im Kapitel 2.1 ausführlich beschrieben, wurden Frauen während des 18. Jahrhunderts im Zuge der Entstehung des Bürgertums systematisch aus der Rechtsordnung ausgegrenzt und ins Hausfrauendasein gedrängt, während Männer den öffentlichen Bereich für sich beanspruchten. So wurde in der bürgerlichen Gesellschaft die Trennung von Erwerbsarbeit auf der einen Seite und Haus- und Versorgungsarbeit auf der anderen Seite festgeschrieben und auch ideologisch und strukturell verankert, was bis heute nachhaltig wirkt. Die produktive Erwerbsarbeit der Männer wird entlohnt und höher bewertet als die reproduktive, nicht entlohnte Versorgungsarbeit der Frauen, die keinen gesellschaftlichen Wert erfährt. Arbeit ist von Anfang an ein wichtiges Thema für die Strömung der strukturorientierten Gesellschaftskritik. Die zweiten Frauenbewegungen stellten eine Verbindung zur Kapitalismuskritik her, indem sie konstatierten, dass Kapitalismus und Patriarchat unauflöslich miteinander verknüpft sind, da jede Erwerbsarbeit unbezahlte Haus- und Versorgungsarbeit voraussetzt. Es ist zwar das Verdienst der Frauenbewegungen, dass heute für junge Frauen eine Ausbildung und ein qualifizierter Beruf selbstverständlich sind. Auch die gesellschaftliche Anerkennung von Versorgungsarbeit ist inzwischen gesetzlich geregelt. Trotzdem bilden sich diese Errungenschaften in der gesellschaftlichen Realität erst wenig ab und biologische Unterschiede werden immer noch in soziale Benachteiligungen und auch Ideologisierungen transformiert. Mit der Frage, wie es zu dieser Ideologisierung und Abwertung der Haus- und Versorgungsarbeit einerseits und von Frauenberufen grundsätzlich kommt, befasst sich das *Konzept der doppelten Vergesellschaftung* von Regina Becker-Schmidt. (vgl. Degele, 2008, S. 60 – 64)

Dem Konzept der doppelten Vergesellschaftung, also dem doppelten Eingebunden sein in die Produktionsbedingungen einer Gesellschaft, liegt als Referenz eine anfangs der 80er Jahre durchgeführte Studie zugrunde. Darin wurden Fabrikarbeiterinnen befragt, die gleichzeitig die Mutterrolle ausfüllen. Die Frauen berichten in biografischen Erzählungen über ihre Erfahrungen im Wechsel zwischen betrieblicher Akkordarbeit und privater Versorgungsarbeit. Trotz aller Herausforderungen, welche die Vereinbarkeit dieser beiden Arbeitsbereiche mit sich bringt, blieben alle Befragten auch nach der Geburt ihrer Kinder berufstätig. Es kann für moderne westliche Gesellschaften verallgemeinert werden: Frauen wollen in ihren Lebensentwürfen mehrheitlich Familie und Beruf integrieren. Die Doppelbelastung durch die Einbindung in zwei Arbeitsfelder zeigt sich nicht nur in der quantitativen Beanspruchung,

sondern auch im psychischen Druck, der durch das Umschalten von einer Tätigkeit zur anderen ausgelöst wird. Wollen die Frauen ihrem Bedürfnis nach privater und öffentlicher Anerkennung und dem Kompetenzerwerb im häuslichen wie im betrieblichen Bereich gerecht werden, müssen sie diese Doppelbelastung aushalten. Die Kombination dieser beiden Bereiche hat, so Becker-Schmidt, keinen Gewinn zur Folge. Ohne die gegebenen Einschränkungen ist aber für Frauen Vergesellschaftung jenseits der Familie nicht möglich. Darum entwickeln sie selbstbewusst und eigensinnig Strategien dafür, um zusammenzuhalten, was die Gesellschaft auseinander reisst, nämlich das Privat- und das Erwerbsleben. Aus der Sichtweise, die sich aus der strukturorientierten Gesellschaftskritik ergibt, verweist Becker-Schmidt auf zwei einander folgende, aber voneinander abweichende Logiken. Einerseits die subjektive Doppellorientierung der Frauen, die ihren berechtigten Interessen nachkommen, und andererseits die doppelte Vergesellschaftung als objektiven Prozess, in dem sogenannte gesellschaftliche Agenturen das zweifach einsetzbare Arbeitsvermögen der Frauen trotz offensichtlicher Doppelbelastung ausnutzen. So vollzieht sich die soziale Integration von Frauen und bedeutet für diese gleichzeitig eine Last. Mit ihrer Versorgungsarbeit tragen Frauen einerseits zur Regeneration ihrer Familien und andererseits zur Erhaltung der Gesellschaft bei. Daneben stehen sie auch im Erwerbsleben. So findet die Vergesellschaftung über zwei Arbeitsformen statt und bedeutet eine doppelte Diskriminierung. Einerseits ist da die Verpflichtung zur unbezahlten Hausarbeit, die eine gleichberechtigte Integration in die Erwerbsarbeit stark erschwert, andererseits werden Frauen in der Erwerbsarbeit schlechter bewertet als Männer. Becker-Schmidt zeigt somit ein weibliches Dilemma auf: Egal ob sich Frauen für einen Lebensentwurf mit Familie aber ohne Erwerbsarbeit, mit Erwerbsarbeit aber ohne Familie oder mit Erwerbsarbeit und Familie entscheiden, sie verlieren immer etwas. Beim Verzicht auf die Erwerbsarbeit fehlen ihnen die finanzielle Unabhängigkeit sowie eine ausserhäusliche Möglichkeit, soziale Anerkennung zu erlangen, Kooperationserfahrungen zu machen und professionelle Kompetenzen zu erlangen. Wenn sie aber für eine berufliche Karriere auf ihre psychosozialen Bedürfnisse nach einer intensiven Lebenspartnerschaft und/oder Kinder verzichten, bedeutet das emotionale Entbehrung. Entscheiden sie sich für Erwerbstätigkeit und Familie, bleiben eigene Bedürfnisse auf der Strecke und es entsteht Stress. Bei jeder Entscheidung sind also Einschränkungen unvermeidbar. Becker-Schmidt sieht in der doppelten Vergesellschaftung aber auch wichtige Impulse für eine Veränderung der Arbeitsgesellschaft. Wenn auch Frauen und nicht nur Männer die Familie ernähren, wird der traditionellen geschlechtlichen Arbeitsaufteilung innerhalb der Familie die Legitimation entzogen. Immer mehr qualifizierte Frauen schaffen die Voraussetzung dafür, die berufliche Gleichstellung einzuklagen. Das Bewusstsein, zwei verschiedene Tätigkeitsfelder gleichzeitig bewältigen zu können, stärkt gemäss Becker-Schmidt das Selbstvertrauen und somit die Wider-

standskraft gegen jegliche Arten der männlichen Bevormundung. (vgl. Becker-Schmidt, 2010, S. 66 – 68)

Aus gesellschaftstheoretischer Perspektive erschliessen sich, so Becker-Schmidt, zwei ineinander greifende Zusammenhänge, die für die Vergesellschaftung der Frau bedeutungsvoll sind. Es handelt sich dabei um eine „Überlappung von Relationen im Geschlechterverhältnis und Relationen, welche die Stellung der einzelnen sozialen Sphären zueinander im gesellschaftlichen Funktionszusammenhang bestimmen“ (Becker-Schmidt, 2010, S. 69). Die soziale Stellung der Frauen innerhalb des Geschlechterverhältnisses, das heisst in der Arbeitsteilung, in sozialen Abhängigkeitsverhältnissen und in Austauschprozessen, ist von Benachteiligung geprägt. Trotz Emanzipationsdiskursen und Demokratisierungsprozessen ist nach Becker-Schmidt die „androzentrische Machtakkumulation“ nicht verschwunden und das Zwangssystem der Zweigeschlechtlichkeit ist zählebig. Der zweite Zusammenhang zeigt sich in der Beziehung der gesellschaftlichen Sektoren zueinander. Becker-Schmidt bezeichnet Männer als Herrschaftsträger jener Sektoren, die die gesellschaftliche Entwicklung beeinflussen und sieht somit eine Wechselwirkung mit den Verhältnisbestimmungen der Männer priorisierenden Geschlechterordnung. Die westliche Gesellschaft wird nicht durch die wechselseitige Abhängigkeit ihrer verschiedenen aber gleichwertigen Teilbereiche entwickelt, sondern durch ein Machtgefüge dieser Teilbereiche untereinander, welches den männlich konnotierten Bereichen wie zum Beispiel Wirtschaft, Politik und Staat weit mehr Einfluss gewährt als den weiblich konnotierten Bereichen wie zum Beispiel Bildung, Gesundheitswesen und private Lebenswelten. Die benannten Unstimmigkeiten haben Einfluss auf die Vergesellschaftung von Frauen und schlagen sich in ihren Lebenszusammenhängen nieder. Berufsarbeit wird also höher bewertet als Hausarbeit und auch wenn Frauen und Männer in der bezahlten Berufsarbeit auf gleichem Niveau tätig sind, werden Männer meistens stärker honoriert. Die Leistung der Frauen, die sich zwischen dem häuslichen und dem bezahlten Arbeitsplatz hin- und her bewegen und somit die gesellschaftlich auseinander gerissenen Bereiche der Privatheit und der Öffentlichkeit wieder zusammen führen, wird gesellschaftlich nicht ästimated. Von dieser Zusammenführung aber profitiert die Gesellschaft. Frauen sichern die Regeneration und Sozialisation der Bevölkerung zum Nulltarif und die Männer werden von der Doppelbelastung in zwei verschiedenen Arbeitsbereichen verschont und auf dem Arbeitsmarkt bevorzugt behandelt. (vgl. Becker-Schmidt, 2010, S. 69 – 72)

Das Aufdecken der doppelten Vergesellschaftung und die Erforschung weiblicher Lebenszusammenhänge trugen den Ausführungen von Degele zufolge dazu bei, dass Geschlecht als *Strukturkategorie* begriffen werden kann. Das bedeutet, Geschlecht wird als Ursache für soziale Ungleichheit gesehen, die auf keine anderen Ursachen reduziert werden kann. Ge-

schlecht fungiert als Platzanweisung, die über Status und Lebenschancen entscheidet und Machtstrukturen erklärt. (vgl. Degele, 2008, S 65)

4.1.2 Die *sex/gender*-Unterscheidung

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (de Beauvoir, 1992, S. 334, zitiert nach Degele, 2008, S. 66) ist wohl der am meisten zitierte Satz der französischen Philosophin Simone de Beauvoir. Er kritisiert die Setzung von Geschlecht als natürliche Tatsache. Die Erstausgabe von de Beauvoirs Buch „Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau“ erschien bereits 1949 in der Erstausgabe. Seit den 70er Jahren ist die Trennung von *sex* als biologischem, anatomischem Geschlecht und *gender* im Sinne von Geschlechtsidentität und sozial-kultureller Dimension von Geschlecht in Gebrauch und stammt ursprünglich aus dem Kontext der medizinischen Behandlung von Trans- und Intersexuellen. Dort ging es in den 60er Jahren um die Übereinstimmung von Anatomie und geschlechtstypischen Verhaltensweisen. Dennoch bezeichnet Degele die *sex/gender*-Unterscheidung als feministische Entdeckung. Sie hatte in den 70er Jahren eine wichtige politische Funktion für die feministische Theoriebildung. Mit ihr konnten biologistische Vorstellungen zur Natur der Frau zurück gewiesen werden, weil es nun mit *gender* etwas sozial Hergestelltes und von der Natur Unabhängiges gab. Das bedeutete für die Diskussion über die Geschlechterhierarchie einen vehementen Fortschritt. Durch die gesellschaftliche Bedingtheit wurde Geschlecht kritisierbar und veränderbar. Dazu wurde *sex* als biologisches Geschlecht der Natur zugeordnet und von *gender* als sozialer Geschlechterformung bezüglich Identität, Rolle und Wahrnehmung abgetrennt. So sollte *gender* nicht mehr auf *sex* zu reduzieren sein und Eigenschaften wie beispielsweise Aktivität, Sanftmut, Geiz oder Emotionalität sollten allen Menschen unabhängig ihres Geschlechts zugestanden werden. Auch wenn das politisch gesehen sicher neue Begründungsmöglichkeiten eröffnete, ist mit der *sex/gender*-Unterscheidung doch am Natürlichen, von der Gesellschaft nicht zu ändernden biologischen Geschlecht als Grundlage für das soziale Geschlecht festgehalten worden. Degele führt aus, dass somit die Unterscheidung von Natur und Kultur/Gesellschaft und der Umstand, dass auch diese Unterscheidung eine sozial Gemachte ist, unangetastet blieb. (vgl. Degele, 2008, S. 66 – 68) Cornelia Klinger geht mit ihrer Kritik noch einen Schritt weiter indem sie konstatiert, dass in dieser Auffassung die Existenz der Geschlechts*natur* als Dimension von Geschlecht zwar nicht geleugnet wird, ihr jedoch der Einfluss auf das soziale Schicksal einer Person und auf die Organisation der Gesellschaft abgesprochen wird. Klinger sieht durch das Gender-Konzept als normativ gesetzt, dass *sex* keinen Einfluss auf die soziale Rolle und Stellung habe. (vgl. Klinger, 1995, S. 90 – 91) Diese neue Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* führte zur Frage, was denn Frauen nun eigentlich sind und an was sie sich festmachen lassen. Auf welche empirischen Referenzen ist Bezug zu nehmen? Die Antwort entscheidet über den Gegenstand der

Geschlechterforschung. Gudrun-Axeli Knapp machte den Vorschlag der *imagined community*: die Kategorie Frau soll über vorgestellte Gemeinsamkeiten gefasst werden. Das würde anstelle von Identitäten Beziehungen aufzeigen. Die Gemeinsamkeiten sieht Knapp als Felder von Relationierungen und nicht von Subjekteigenschaften. Der kleinste gemeinsame Nenner ist dabei einzig, als Frau oder Mann kategorisiert worden zu sein. Frauen und Männer gibt es als Referenzkollektive insoweit, als es in allen Gesellschaften entsprechende Mitgliedskategorien gibt. Knapp weist darauf hin, dass es dabei zweitrangig ist, wie diese Kollektive in den einzelnen Gesellschaften beschrieben werden, ob sie gegenseitig exklusiv sind oder naturalisiert werden. (vgl. Knapp, 2003, S. 246) In diesen Überlegungen steckt ein Dilemma, das Degele bei allen drei Strömungen der Gender/Queer Studies als grundlegendes Problem sieht: Es ist die Gleichzeitigkeit des wissenschaftlichen Wahrheitsanspruchs und der politischen Veränderungsansprüche, wenn die Kategorie *Frau* gefasst werden soll. Sie ist wissenschaftlich gesehen in der beschriebenen Abstraktheit nicht mehr haltbar, politisch aber unverzichtbar. Degele weist darauf hin, dass der *sex/gender*-Unterscheidung auch eine Lesart der konstruktivistischen Perspektive zugrunde liegt. Die Auseinandersetzung mit der Konstruktion von Geschlecht habe die *sex/gender*-Debatte seit mehr als dreissig Jahren theoretisch beeinflusst. (vgl. Degele, 2008, S. 69)

4.1.3 Geschlecht wird modernisiert und dethematisiert

Sozialstrukturelle Modernisierungsprozesse haben in den letzten Jahrzehnten zu einem Wandel der Geschlechterverhältnisse beigetragen. Für die Frage, wo und wie Geschlecht in Bezug auf diese Modernisierung bedeutsam ist, haben sich Soziologinnen und Soziologen gemäss Degele vor allem Luhmanns Systemtheorie zunutze gemacht. Luhmann vertritt die These, dass die stratifikatorische – also geschichtete – Differenzierungsform der Gesellschaft von einer funktionalen weitgehend abgelöst wurde. Für den Modernisierungsprozess seien nicht mehr Kategorien wie der Stand, die Herkunft oder das Geschlecht prägend. Stattdessen habe durch die funktionale Differenzierung die soziale Mobilität zugenommen. Das zeige sich darin, dass Söhne nicht mehr zwingend den väterlichen Betrieb übernehmen müssten, Kinder von Arbeiterinnen und Arbeitern auch Zugang zu einem Studium hätten und es in einem Unternehmen gleichgültig sei, ob eine Frau oder ein Mann für rote Zahlen verantwortlich sei. Das Geschlecht spiele in einer funktional differenzierten Gesellschaft keine Rolle mehr, so Luhmann, und die Geschlechterdifferenzierung sei systemtheoretisch gesprochen dysfunktional geworden. Mit dem Übergang von der stratifikatorischen zur funktionalen Differenzierung könne die Unterscheidung von Frauen und Männern nicht mehr asymmetrisch sein, was auch der Aufklärung und den Erfolgen der Emanzipationsbewegungen zu verdanken sei. „Die entsprechende Semantik muss ersetzt werden durch eine Semantik der Gleichheit“ (Luhmann, 1988, S. 46). Weiter behaupten Vertreterinnen und Vertreter,

die Luhmanns These stützen, dass die soziale Kommunikation gleichgültiger werde gegenüber körperlicher Anwesenheit. Das hiesse, es spielt keine Rolle, ob das Gegenüber bei der Inanspruchnahme einer Dienstleistung eine Frau oder ein Mann ist. Darum sei es, so diese Vertreterinnen und Vertreter weiter, nicht mehr nötig, dass Individuen ständig als Geschlechtswesen in Erscheinung treten würden. Frauen und Männer seien Personen mit eingeschränktem Verhaltensrepertoire und könnten sich in allen funktionalen Subsystemen gleichermaßen bewegen. Degele stellt fest, dass die Geschlechterforschung mit der Gleichzeitigkeit von Gleichheitsbekundungen und Differenzbehauptungen konfrontiert ist. Denn neben der Gleichheitsbekundung ist die Neuthematisierung der Geschlechterdifferenz zu beobachten, wenn beispielsweise über Denk- und Wissenssysteme die vermeintlich natürliche Ungleichheit neu abgesichert wird. Das erklärt Degele so, dass gerade dann, wenn Rechtsungleichheiten zwischen den Geschlechtern soweit relativiert wurden wie nie zuvor, die soziale Sensibilität für die Gleichstellung sehr hoch ist. Dennoch verdienen Frauen nach wie vor weniger als Männer und stossen auf der Karriereleiter an die gläserne Decke, weil ihnen durch die gängigen Denk- und Wissenssysteme die Frauenberufe zugewiesen werden, ihnen in Bezug auf Karriere weniger zugetraut wird als den Männern, ihnen der Grossteil der Versorgungsarbeit zugesprochen wird, etc. Bettina Heintz und Eva Nadai kommen in einer Studie aus dem Jahr 1998 wiederum zum Schluss, dass Geschlecht als konstitutive Kategorie sozialer Ungleichheit empirisch an Bedeutungskraft verliere. Ihrer Meinung nach sollte von Geschlecht als Leitdifferenz abgesehen werden. (vgl. Degele, 2008, S. 70 – 72)

Die These der sozialstrukturellen Dethematisierung von Geschlecht hat allerdings mit Soziologinnen wie Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer vehemente Gegnerinnen. Knapp sieht Geschlecht als „Klassifikationskategorie, der Menschen in unserer und in anderen Gesellschaften nach bestimmten (vor allem körperlichen) Merkmalen zugeordnet werden“ (Knapp, 2001, S. 18). Angelika Wetterer relativiert in ihrem Aufsatz *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen* die Dethematisierungsthese. Als erstes weist Wetterer auf eine Widerspruchskonstellation des Struktur- und Kulturzusammenhangs hin: „Das alltagsweltliche Differenzwissen, das also, was die Gesellschaftsmitglieder über den Unterschied der Geschlechter und die soziale Bedeutung der Geschlechterdifferenz, über die Geschlechterordnung und das Verhältnis der Geschlechter wissen, ist – so mein Ausgangspunkt – den Strukturen des Geschlechterverhältnisses und grossen Teilen der sozialen Praxis ein ganzes Stück vorausgeeilt“ (Wetterer, 2003, S. 289). Das Differenzwissen und die soziale Praxis sind also nicht kongruent, denn in den sozialen Strukturen und Institutionen sowie in den Alltagsroutinen sind die „alten“ Geschlechterverhältnisse noch eingelagert. Ausserdem sieht Wetterer eine Diskrepanz zwischen dem, was im Rahmen des zeitgenössischen Differenzwissens zulässig thematisierbar

ist und dem, was nicht angesprochen werden kann, aber trotzdem in latenten Geschlechternormen und institutionalisierten Strukturvorgaben das soziale Handeln bestimmt. Hier steckt ein Hinweis auf die dritte in diesem Kapitel thematisierte Strömung der Gender/Queer Studies drin. Wetterer befasst sich im Rahmen der rhetorischen Modernisierung auf der Diskursebene auch mit dem, was nicht gesagt wird – oder nicht gesagt werden kann. Das Konzept der rhetorischen Modernisierung ist also ein strömungsübergreifendes. Aus der Perspektive der strukturorientierten Gesellschaftskritik ist die oben angeführte Diskrepanz darum bedeutsam und auch politisch brisant, weil die Beziehung zwischen Differenzwissen und differenzierenden Strukturen und Praktiken widersprüchlich ist und „einen Verdeckungszusammenhang hervorbringt, der bestimmte Aspekte der sozialen Realität systematisch ausblendet“ (Wetterer, 2003, S. 290). Vor allem die hierarchische Struktur der Geschlechterunterscheidung wird damit unsichtbar gemacht und ausgeschlossen aus dem, worüber sich reden lässt. Somit ist die Kehrseite der rhetorischen Modernisierung – dem diskursfähigen zeitgenössischen Differenzwissen – die Dethematisierung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Mit anderen Worten bezeichnet die rhetorische Modernisierung eine Situation, in der sich das alltagsweltliche Differenzwissen weiter entwickelt hat – es gilt als politisch korrekt, dass Paare partnerschaftlich funktionieren, den Haushalt und allfällige Familienarbeit zu gleichen Teilen aufteilen, Frauen und Männer die gleichen Karrierechancen haben, etc. – aber die gelebten Geschlechterarrangements haben ihren strukturbildenden Charakter noch nicht verloren, sind aber, so Wetterer, optionaler geworden. Sie stellt die Frage, ob das der Anfang eines sehr langsamen, aber womöglich tiefgreifenden Wandels im Geschlechterverhältnis ist. Wetterer gibt abschliessend zu bedenken, dass es für jene, die sich von der Idee der Gleichheit nicht verabschieden, nicht einfacher werden wird. (vgl. Wetterer, 2003, S. 289 – 316)

4.1.4 Beantwortung der leitenden Fragestellungen im Rahmen der strukturorientierten Gesellschaftskritik

Die Vertreterinnen der strukturorientierten Gesellschaftskritik betrachten die gesellschaftlichen Gegebenheiten ganz klar aus einem weiblichen Blickwinkel, der die Diskriminierungen der Frauen benennt und formulieren ihre Feststellungen kämpferisch mit Wendungen wie „Widerstandskraft gegen männliche Bevormundung“, „androzentrische Machtakkumulation“ oder „Männer als Herrschaftsträger“. Aus dieser Sicht gibt es zwei Geschlechter, die hierarchisch zueinander stehen, Geschlecht strukturiert also Ungleichheit. Das zeigt sich vor allem in den ungleichen Bedingungen und Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Darum eignen sich die Begründungszusammenhänge der strukturorientierten Gesellschaftskritik, um Fragen zu den Geschlechterverhältnissen innerhalb der Sozialen Arbeit und zur Stellung der Sozialen Arbeit

innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie der Berufe zu beantworten. Warum wird Soziale Arbeit als Frauenberuf bezeichnet und als solcher abgewertet?

Warum wird Soziale Arbeit als Frauenberuf bezeichnet?

Die strukturorientierte Gesellschaftskritik befasst sich mit Geschlechterungleichheiten auf der gesellschaftlichen Makroebene. Diese Perspektive einnehmend zeigt sich, dass die Geschlechterverteilung der Beschäftigten in der Sozialen Arbeit ungleich ist. Viel mehr Frauen als Männer sind in der Sozialen Arbeit tätig. Wie in Kapitel 3.2.1 ausgeführt, wird bei einem Frauenanteil von über 80 Prozent – was für die Soziale Arbeit zutrifft, wenn man von den Studieneinsteigenden ausgeht – von einem „weiblich dominierten“ Beruf gesprochen. Darum ist Soziale Arbeit quantitativ begründbar ein Frauenberuf. Und dies, so soll hier nochmals und gerade aus der Sicht der strukturorientierten Gesellschaftskritik betont werden, obwohl im Vergleich zu den an der Basis arbeitenden Frauen überproportional viele Männer in leitenden Positionen in der Sozialen Arbeit tätig sind. Qualitativ betrachtet liegt die Begründung in den aufgrund alltagsweltlicher Biologismen – wie Frauen sind qua Geschlecht kommunikativer, einfühlsamer, geduldiger, etc. – als weiblich konnotierten Tätigkeiten. Es gilt als weiblich, sich um das Wohlergehen von in irgendeiner Weise bedürftigen Menschen zu kümmern. Dabei scheint es aus dieser Sicht keinen Unterschied zu machen, ob Soziale Arbeit auf einer Wohngruppe mit Kindern getätigt wird, wo gemeinsam gekocht, gegessen, gespielt und der Alltag geteilt wird, ob junge Erwachsene mit psychischen Schwierigkeiten im Rahmen eines Wohntrainings begleitet werden oder ob auf einem Sozialamt Budgetberatungen durchgeführt werden. In der Sozialen Arbeit wird als Erwerbsarbeit getätigt, was in unserer Gesellschaft gemeinhin als reproduktive Arbeit gilt und eigentlich unentgeltlich geleistet werden müsste. Soziale Arbeit ist vielschichtig und die Zuständigkeiten sind je nach Berufsfeld anders eingegrenzt. Das macht sie für Aussenstehende schwer fass- und konkret vorstellbar, ähnlich wie die Versorgungsarbeit, die auch nicht klar und abschliessend definiert ist. Aufgrund der Art der Tätigkeiten, für die aus gesellschaftlicher Sicht Frauen vermeintlich natürlich besser geschaffen sind, sowie aufgrund der im Vergleich mit Arbeitsfeldern produktiver Natur unattraktiven Lohnstrukturen wird die Soziale Arbeit den Frauen zugesprochen.

Warum wird Soziale Arbeit als Frauenberuf abgewertet?

Das Konzept der doppelten Vergesellschaftung beschreibt, wie in Kapitel 4.1.1 erläutert, dass Frauen in *zwei* unterschiedlichen Arbeitsbereichen diskriminiert werden, in der Erwerbsarbeit – in der sie vorwiegend in Berufen mit niedrigem gesellschaftlichem Status tätig sind – und durch die hauptsächliche Übernahme der Versorgungsarbeit, die unentgeltlich geleistet wird und die Möglichkeiten auf eine statushöhere Erwerbsarbeit schmälert. Sollten

sie auf einen der beiden Arbeitsbereiche verzichten, um sich auf den anderen voll konzentrieren zu können, erfahren sie dadurch wiederum Nachteile und Einschränkungen. In der Sozialen Arbeit werden Berufstätige, unabhängig ihres Geschlechts, nur schon innerhalb *eines* Arbeitsfeldes, nämlich der Erwerbsarbeit, doppelt diskriminiert. Einerseits ist die Soziale Arbeit mit ihrem niedrigen Status, den eingeschränkten Karrieremöglichkeiten und für Ausbildungsabschlüsse im Tertiärbereich eher tiefen Gehältern in der gesellschaftlichen Hierarchie der Berufe im unteren Teil angesiedelt. Andererseits wertet der Umstand, dass Soziale Arbeit der gesellschaftlich wenig honorierten Versorgungsarbeit so ähnlich erscheint, diese zusätzlich ab. Soziale Arbeit kann als Versorgungsarbeit nicht zugunsten der Familie, sondern der Gesellschaft gesehen werden. Ähnlich wie die private Versorgungsarbeit wird auch die Soziale Arbeit einerseits im Schatten und andererseits zugunsten der produktiven Erwerbsarbeit getätigt. Sie betreut oder begleitet in vielen ihrer diversen Bereiche Menschen, die in der Erwerbsarbeit für eine bestimmte Zeitspanne oder dauerhaft nicht bestehen können, deren Arbeitskraft nicht für die produktive Arbeit eingesetzt werden kann. In einigen Bereichen der Sozialen Arbeit ist es das explizite Ziel, Menschen so zu unterstützen, dass sie wieder fähig sind, einer Erwerbsarbeit nachzugehen. So gesehen übernimmt die Soziale Arbeit in der Gesellschaft eine ähnliche Funktion wie die Frauen in einer nach klassischen Rollenverhältnissen funktionierenden Familie.

Somit sind Frauen, die in der Sozialen Arbeit als einem klassischen Frauenberuf tätig sind, in der Logik des Konzeptes der doppelten Vergesellschaftung bereits im Bereich der Erwerbsarbeit dreifach diskriminiert. Erstens ist die Soziale Arbeit innerhalb der Berufshierarchie tief angesiedelt, zweitens ist die Soziale Arbeit, wie in Kapitel 3.2 ausgeführt, zuungunsten der Frauen geschlechtersegregiert und drittens nimmt die Soziale Arbeit innerhalb der Erwerbsarbeit die gesellschaftlich wenig honorierte Rolle der Versorgerin ein. Stellen wir dem noch die private Versorgungsarbeit gegenüber, die innerhalb einer klassischen Rollenverteilung von den Frauen ausgeführt wird, wird das Ungleichgewicht zwischen Frauen und Männern nochmals drastisch vergrößert.

Weitere Gedanken im Rahmen der strukturorientierten Gesellschaftskritik in Bezug auf die Soziale Arbeit

Wie für einige andere Frauenberufe so gilt auch für die Soziale Arbeit, dass Frauen besonders geeignet dafür erscheinen, weil sie Frauen sind. Gute Ausbildungen scheinen dabei zweitrangig. Darum ist für die Ausübung von einigen Frauenberufen, zum Beispiel im Gesundheitsbereich, im Gastgewerbe und auch in der Sozialen Arbeit, nicht zwingend eine Ausbildung nötig. Dass unausgebildete Kräfte, die qua Geschlecht als qualifiziert gelten, für ein Berufsfeld wie die Soziale Arbeit, das den Anforderungen einer Profession entsprechen

will, nachteilig sein können, ist nachvollziehbar. Hier zeigt sich, dass *sex* als biologisches Geschlecht als qualifizierendes Element eingesetzt wird. Das ist, wie uns die Gender/Queer Studies und auch das alltagsweltliche Differenzwissen lehren, nicht geschlechtergerecht. Es birgt für beide Geschlechter Nachteile. Die tatsächlichen fachlichen Leistungen der Frauen drohen nicht wahrgenommen zu werden und Männer, die an der Basis arbeiten, haben in der Sozialen Arbeit wegen ihres biologischen Geschlechts einen Spezialstatus. Männer, die von den fachlichen Anforderungen überfordert sind, sind dann auch einfach zu entschuldigen: Es sind halt keine Frauen. Aber was ist mit überforderten Frauen? Die Eignung für Soziale Arbeit lässt sich sicher nicht an *sex* festmachen. Sie ist aus Sicht der *sex/gender*-Unterscheidung in *gender*, dem sozialen Geschlecht, eingelagert. Für die Ausübung von Sozialer Arbeit wichtige Eigenschaften wie Empathie, Authentizität, Rollenambiguität, die Fähigkeit zum Ausbalancieren von paradoxen Handlungsanforderungen, etc. sind nicht abhängig vom biologischen Geschlecht. Männer sind nicht qua Geschlecht ungeeignet für die Soziale Arbeit, Frauen sind aber definitiv auch nicht qua Geschlecht geeignet.

4.2 Der interaktionistische Konstruktivismus

Gleich wie die erste Strömung bewegt sich auch die zweite Strömung auf einer empirisch beobachtbaren gesellschaftlichen Ebene. Anders als die strukturorientierte Gesellschaftskritik will diese Strömung aber weniger die *Ungleichheitsstrukturen* analysieren, als viel mehr ihre konkreten *Prozesse* rekonstruieren. Sie interessiert sich nicht nur dafür, wie Geschlechter gemacht werden, sondern auch, wie vergeschlechtlichte Strukturen und die Zweigeschlechtlichkeit hergestellt werden. (vgl. Degele, 2008, S. 17 – 18)

Obwohl die Soziologie als moderne Wissenschaft Selbstverständlichkeiten hinterfragt, beschreibt Degele, dass sie doch lange am Konzept der *Heteronormativität* festgehalten hat. Wohl wurden *sex* als biologisches Geschlecht und *gender* als soziales Geschlecht voneinander unterschieden, aber soziologisch existierten genau zwei Geschlechter, die sich heterosexuell aufeinander bezogen. Degele definiert Heteronormativität wie folgt: „Heteronormativität ist ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität beiträgt – beziehungsweise beitragen soll“ (Degele, 2008, S. 89). Der interaktionistische Konstruktivismus fragt danach, wie diese zwei Geschlechter hergestellt werden. Anfänglich waren es Forschungen zur Transsexualität, die zeigen sollten, welche Zuschreibungen, Inszenierungen und Darstellungen für eine gelingende Geschlechtszugehörigkeit nötig sind. (vgl. Degele, 2008, S. 77 – 78) Heute haben konstruktivistische Ansätze trotz aller Unterschiedlichkeit, so Angelika Wet-

terer, den gemeinsamen und erkenntnistheoretischen Ausgangspunkt, dass die Unterscheidung von Natur und Kultur, *sex* und *gender*, nicht fortgeschrieben werden soll. Stattdessen ist diese Unterscheidung Bestandteil einer reflexiven sozialen Praxis, die von einer Gleichursprünglichkeit und wechselseitigen Konstituierung ausgeht. (vgl. Wetterer, 2010, S. 126)

Wetterer beschreibt es so:

In Konzepten der Geschlechterkonstruktion gibt es keine ausserkulturelle Basis sozialen Handelns, keine vorsoziale Grundlage oder Anschlussstelle sozialer Differenzierungs- und Klassifikationsprozesse, keine der Geschichte vorgelagerte ‚Natur des Menschen‘ (mehr), die gleichsam in die Gegenwart hineinragt und sie – wie auch immer vermittelt – präformiert (Wetterer, 2010, S. 126).

Dass die Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit keine universale Selbstverständlichkeit ist, zeigen Studien über Initiationsriten in früheren Kulturen, in denen Kinder erst zu Frauen, Männern und allenfalls auch zu einem dritten Geschlecht wurden, nachdem der Übergang kollektiv inszeniert und vollzogen wurde. Geschlechterklassifikation wird hier als soziale Übereinkunft deutlich, die Geschlechterzuordnung geschieht anhand sozialer Kriterien, die von Fall zu Fall auf ihre Zuverlässigkeit überprüft werden müssen. (vgl. Wetterer, 2010, S. 127 – 128)

Wetterer weist darauf hin, dass in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung die Gedanken über eine Theorie der Geschlechterkonstruktion im Vergleich zum englischsprachigen Raum erst spät Anklang fanden (vgl. Wetterer, 2010, S. 129). Gildemeister und Wetterer monieren 1992 in ihrem Aufsatz *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*, dass die ausschlaggebenden englischsprachigen Werke, wie beispielsweise Garfinkels aufschlussreiche Fallstudie über die Anpassungsleistungen der Transsexuellen *Agnes* (1967), bis dahin weder auf deutsch übersetzt wurden, noch in den hiesigen Bibliotheken zu finden waren. Sie sprechen von einer regelrechten Rezeptionssperre, die zu einer markanten Ungleichzeitigkeit in der Verbindung von Tradition und Traditionsbruch im Vergleich zwischen dem deutschsprachigen und dem amerikanischen Raum geführt hat. Während in der englischsprachigen Gender-Forschung bereits die soziale Konstruktion der Differenz in subtilen Einzelheiten diskutiert wurde, ist die deutschsprachige Frauenforschung damals häufig noch in der Argumentation der Zweigeschlechtlichkeit als Naturtatsache verhaftet gewesen und hat eine „Positivierung der Differenz“ betrieben. Gildemeister und Wetterer befürchteten zu dieser Zeit, dass die feministische Sozialwissenschaft damit möglicherweise unbemerkt ein Denken in zweigeschlechtlich strukturierten Deutungsmustern fortsetze. Statt am Alltags-

handeln zu partizipieren, forderten Gildemeister und Wetterer die Frauenforschung, wie sie damals noch genannt wurde, dazu auf, eben gerade die bis dahin noch nicht durchschaute Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit im Alltagshandeln zum Gegenstand kritischer Analysen zu machen. (vgl. Gildemeister & Wetterer, 1992, S. 202 – 204) Dass diesem Aufruf während der letzten zwanzig Jahre nachgekommen wurde, wird sich folgend zeigen. Dieser kritische Blick auf die damalige Frauenforschung kann als eine der Initialzündungen für die Strömung des interaktionistischen Konstruktivismus im deutschsprachigen Raum gesehen werden.

4.2.1 Geschlecht herstellen – *doing gender*

Der Konstruktivismus übernimmt die unterstellte natürliche Zweigeschlechtlichkeit also nicht mehr. Stattdessen will er Weiblichkeit und Männlichkeit empirisch rekonstruieren. Dazu wird Bezug genommen auf das 1966 erschienene Werk *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* der Soziologen Peter L. Berger und Thomas Luckmann. Gesellschaft wird von ihnen als sinnvermittelndes Interaktionssystem verstanden, das es von sozialem Handeln losgelöst gar nicht geben kann. Degele beschreibt drei zu unterscheidende Punkte: Erstens sind die Dinge immer so, wie sie die Mitglieder der Gesellschaft deuten, zweitens schafft menschliches Handeln gesellschaftliche Strukturen und Institutionen – Berger und Luckmann wollen gesellschaftliche Realität darum auch als Objektivität verstehen. Drittens wollen sie wissen, wie gesellschaftliche Objektivität tatsächlich hergestellt wird, darum werden Prozesse der Verfestigung sozialisationstheoretisch nachgezeichnet. Berger und Luckmann beschreiben es so: „Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt“ (Berger & Luckmann, 1966, S. 65).

Konstruktivistische sozialwissenschaftliche Ansätze der Gender/Queer Studies untersuchen das zweigeschlechtlich geprägte Wissen und fragen nach den Komponenten, Vorurteilen und Selbstverständlichkeiten, die ins Alltagswissen einfließen. Die methodologische Frage, die sich daraus ergibt, befasst sich damit, wie man „einen vermeintlich ‚bekannten‘ Erkenntnisgegenstand so verfremden [kann], dass damit tatsächlich neues/nicht-dichotomes Wissen über Geschlecht produziert wird“ (Degele, 2008, S. 79). Konstruktivistische Ansätze möchten also wissen, wie die Herstellung der ausschliesslich zwei sich wechselseitig aufeinander beziehenden Geschlechter funktioniert und wie sich diese Ausschliesslichkeit im Alltag aufrecht erhalten lässt. Somit ist Geschlecht kein individuelles Merkmal, sondern ein *Prozess*, in dem Weiblichkeit und Männlichkeit mittels Interaktion konstruiert werden. Fraglich ist, wie es gelingen kann, dass diese konstruierten Phänomene von Weiblichkeit und Männlichkeit eine derartige Stabilität erreichen können. Ergebnisse konnten in Forschungen zur Transsexuali-

tät generiert werden. Denn für Transsexuelle, so Degele, ist anfänglich kein Verhalten mehr selbstverständlich und gesellschaftlich konformes weibliches oder männliches Verhalten muss erlernt und als bewusste Interaktion praktiziert werden. Aufgrund solcher Befunde prägte West/Zimmerman in den 80er Jahren den Begriff des *doing gender*. Die Zuschreibung von Geschlecht ist eine interaktive Leistung, die von beiden Gegenübern immer wieder aufs Neue vollbracht werden muss. Menschen haben demnach kein Geschlecht, sondern stellen es in einem zirkulären und auch routinisierten Prozess selber her. Diesen empirischen Prozess des *doing gender* analysiert die interaktionistische Geschlechterforschung. (vgl. Degele, 2008, S. 78 – 81)

Die *sex/gender*-Unterscheidung, die in der Strömung der strukturorientierten Gesellschaftskritik erfunden wurde (siehe Kapitel 4.1.2), wird in der Strömung des interaktionistischen Konstruktivismus nochmals aufgenommen. Um die bereits in der ersten Strömung kritisierten „heimlichen Biologismen“ innerhalb der *sex/gender*-Unterscheidung aufzulösen, wurde die Zweiteilung von *sex* und *gender* nun in eine Dreiteilung umgewandelt, wie Regine Gildemeister erklärt:

- *sex* steht für die aufgrund *sozial vereinbarter* biologischer Kriterien vorgenommene Geburtsklassifikation des körperlichen Geschlechts.
- *sex-category* bezeichnet die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht im Alltag. Die Darstellung einer erkennbaren Zugehörigkeit zu einer der beiden zur Verfügung stehenden Kategorien ist *sozial gefordert*. Sie muss der Geburtsklassifikation nicht entsprechen.
- *gender* steht für die intersubjektive Validierung in Interaktionsprozessen. *Normative Vorgaben bestimmen* ein situationsadäquates Verhalten und Handeln. Die Tätigkeiten müssen der in Anspruch genommenen Geschlechterkategorie (*sex-category*) entsprechen.

In dieser dreiteiligen Neufassung von *doing gender* werden Geburtskategorie, soziale Zuordnung und soziales Geschlecht als analytisch voneinander unabhängig betrachtet. Durch ihre wechselseitig reflexive Beziehung untereinander wird es jedoch möglich, Natur als *kulturell gedeutet* auszuweisen und in die soziale Konstruktion von Geschlecht zu integrieren. Diese Reflexivität bewahrt auch davor, zu glauben, dass ein Individuum ein Geschlecht einfach hat und es im alltäglichen Handeln lediglich seinen Ausdruck findet. Ein Mensch hat erst ein Geschlecht, wenn die soziale Zuordnung (*sex-category*) und das soziale Geschlecht (*gender*) dauerhaft von anderen bestätigt und interaktiv validiert werden. Um diese Sichtweise auf Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit verstehen zu können, sieht Gildemeister es als unerlässlich, sich den Kontext soziologischer Interaktionstheorien vor Augen zu führen. Im-

mer dann, wenn Personen physisch anwesend sind, sich gegenseitig wahrnehmen und aufeinander reagieren, entsteht zwangsläufig Interaktion. Interaktion ist aber mehr als ein Medium, in dem Menschen miteinander oder gegeneinander handeln: „Interaktion stellt einen formenden Prozess eigener Art dar, weil er Zwänge impliziert, in welche die Akteure involviert sind und denen sie nicht ausweichen können“ (Gildemeister, 2010, S. 138). Die Interaktionsbeteiligten unterstehen zwecks Komplexitätsreduktion zum Beispiel dem Zwang, ihr Gegenüber kategorial zu identifizieren, darum wird hier die Geschlechtszugehörigkeit wichtig. Im Interaktionsgeschehen zeigen sich grundlegende Mechanismen, die nicht weiter reduziert werden können. Interaktion dient deshalb der Geschlechterforschung als eigenständige Analyseebene und basiert auf Typisierungen und Klassifikation. „Klassifikationen sind in umfassendere Wissenssysteme und in eine Vielzahl von institutionellen Arrangements eingelassen, über die Verhaltensregelmässigkeiten und situativ angemessene Handlungsmuster zuverlässig erwartbar werden“ (Gildemeister, 2010, S. 138). Geschlecht dient in diesem Kontext als komplexitätsreduzierendes Klassifikationsschema, nach dem sich die Welt ordnen und sich unser Gegenüber einordnen lässt. Dieses Klassifikationsschema wird bei der Kategorisierung von Personen allerdings nicht einfach angewendet, vielmehr aktualisieren die institutionellen Arrangements und das Wissen um die damit verbundenen Verhaltens- und Handlungsmuster wechselseitig ständig den Klassifikationsprozess. Das wird *institutionelle Reflexivität* genannt. (vgl. Gildemeister, 2010, S. 138) Die institutionelle Reflexivität geht auf Erving Goffman zurück. In Bezug auf geschlechtergetrennte Toiletten schreibt er dazu: „Die Trennung der Toiletten wird als natürliche Folge des Unterschieds zwischen den Geschlechtskategorien hingestellt, obwohl sie tatsächlich mehr ein Mittel zur Anerkennung, wenn nicht gar zur Erschaffung dieses Unterschieds ist“ (Goffman, 1994, S. 134).

Geschlecht ist nicht das einzige komplexitätsreduzierende Klassifikationsmerkmal und kann auch in den Hintergrund treten oder gar irrelevant werden. Darauf macht Degele aufmerksam, wenn sie konstatiert, dass neben Geschlecht auch Klasse oder Ethnizität im Vordergrund stehen können. *Doing gender* wird dann zu *doing difference* erweitert. Auf diesen Ansatz der Intersektionalität soll hier aber lediglich hingewiesen werden. (vgl. Degele, 2008, S. 93)

Im Mechanismus des *doing gender* eingewoben ist der sogenannte *Phallozentrismus*, eine unterschiedliche Wertung des Weiblichen und des Männlichen, die das Weibliche aufgrund des fehlenden Penis abwertet. Zu diesem Schluss kamen Kessler/McKenna in ihrer 1978 in den USA durchgeführten Untersuchung, die zum Klassiker wurde. Menschen werden nur dann als Frauen wahrgenommen, wenn ihnen das Fehlen „männlicher“ Zeichen attestiert werden kann. Damit wird ein Modus der Konstruktion offen gelegt, in dem sich ein wichtiger

Ausgangspunkt für Generalisierungen und Strukturbildungen zeigt. Da die Existenz männlicher Genitalien in alltäglichen Situationen kaum zu sehen ist, dienen Merkmale wie Kleidung, Frisur, Stimme, Körperhaltung, etc. als Indiz für das Vorhandensein des entsprechenden Genitals. Es wird *angenommen*, dass es existiert. Darum ist die Schauseite in der Herstellung von Geschlecht so wichtig, denn die Darstellung muss offensichtlich und für sich sprechend sein. Diese notwendige Evidenz zeigt sich auch darin, dass es einen Normbruch für beide Seiten bedeutet, eine Person nach ihrer Geschlechtszugehörigkeit zu fragen. Im *doing gender* hat nicht nur die die Geschlechtszugehörigkeit darstellende Person eine Leistung zu vollbringen, auch die rezipierende Person ist gefordert. Ist eine initiale Kategorisierung einmal vorgenommen, für die vor allem die darstellende Person verantwortlich ist, ist es die Aufgabe der rezipierenden Person, alle Äusserungen aufgrund dieser Geschlechtszuordnung zu deuten. Gildemeister weist darauf hin, dass jedem *doing gender* mit der Zweipoligkeit der alltäglichen Geschlechterkategorisierung eine machtvolle Ressource zugrunde liegt: „Durch die Unterstellung binärer Geschlechtlichkeit kann in faktisch jeder Interaktion auf ein Reaktions- oder Interpretationspotenzial vertraut werden, das auch Irritationen noch verarbeitet“ (Gildemeister, 2010, S. 140). Als grundlegend für die Herstellung von zwei Geschlechtern wird auch die Berufarbeit gesehen. Ihre Vergeschlechtlichung ist eng mit der unterschiedlichen Wertung von Geschlecht verbunden und hat die Benachteiligung von Frauen zur Folge. Die Arbeitsteilung wird in der Strömung des interaktionistischen Konstruktivismus nicht als *geschlechtsspezifisch*, sondern als *geschlechterdifferenzierend* oder gar *geschlechterkonstituierend* angesehen. (vgl. Gildemeister, 2010, S. 140 – 142)

4.2.2 Arbeit konstruiert Geschlecht

Die konstruktivistische Auseinandersetzung mit dem Thema Arbeit sieht Degele als Fortsetzung der Studien innerhalb der Strömung der strukturorientierten Gesellschaftskritik, die Geschlecht als Strukturkategorie entwickelten. Aus dieser Perspektive entscheidet Geschlecht über Chancen und Grenzen im Berufsleben. Wie erwähnt, wurden in der Weiterentwicklung feministischer Ansätze neben Geschlecht auch andere Kategorien sozialer Ungleichheit berücksichtigt. Das führte zu einer neuen Sichtweise auf den Zusammenhang von Arbeit und Geschlecht. Weil Geschlecht nun nicht mehr als einzige Kategorie sozialer Ungleichheit wahrgenommen wurde, sollte herausgefunden werden, wie diese Ungleichheit entsteht. Die *Strukturkategorie* Geschlecht wurde in eine *Prozesskategorie* überführt. Damit stehen nicht mehr die Folgen der Geschlechterklassifikation, sondern die Klassifikation selbst im Zentrum, die Geschlechterungleichheit herstellt. Geschlecht „macht“ nicht nur Arbeit, vor allem „macht“ Arbeit Geschlecht. (vgl. Degele, 2008, S. 81 – 82)

Angelika Wetterer ist eine der wichtigsten Vertreterinnen des Arbeitsgebietes Geschlecht und Arbeitsteilung. Ihre Arbeiten lassen sich allerdings nicht ausschliesslich dem interaktionistischen Konstruktivismus zuordnen. Wetterer befasst sich zwar explizit mit der Konstruktion von Geschlecht im Zusammenhang mit Arbeit, denkt aber über die Grenzen dieser Strömung hinaus. 2002 legte sie ihr Buch *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive* vor. Sie tritt mit dieser Arbeit dem Vorwurf an die Strömung des interaktionistischen Konstruktivismus der mikrosoziologischen Engführung entgegen. Dieser Vorwurf bezieht sich nach Wetterer auf das interaktionistische *doing gender*-Konzept. Sie stellt in ihrer Arbeit die Analyse der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern als Medium der Geschlechterkonstruktion ins Zentrum und macht anhand der Professionalisierung der Medizin die Grundzüge sozialer Konstruktionsprozesse auf der Mesoebene sichtbar. (vgl. Wetterer, 2002, S. 9)

Wetterer zufolge gibt es eine endlose Varietät dessen, welche Tätigkeiten als Frauenarbeit oder als Männerarbeit gelten. Allerdings kann sich das ins Gegenteil verkehren, wenn es der Markt verlangt. Die historischen und länderspezifischen Schwankungen sind gross. Jedoch bleibt eines immer gleich: Egal, worin sich Frauenarbeit und Männerarbeit unterscheiden, Männerarbeit verfügt immer über einen höheren Status als Frauenarbeit. Dies zeigt zwei Ebenen auf – die Mikroebene der Varietäten der Zuschreibung der Tätigkeiten und die Makroebene der immer gleichen Statusverteilung. Meistens, so Wetterer, bezieht sich eine Forschung nur auf eine Ebene und blendet die andere aus. Konstruktivistische Ansätze der Geschlechterforschung fokussieren eher die Mikroebene, wenn sie *doing gender while doing work* untersuchen. Dagegen konzentrieren sich strukturtheoretische Ansätze auf die Makroebene der Arbeitsmarktsegregation. Das führt zu ebenenspezifischen Defiziten. Mit Hilfe eines konstruktivistischen Ansatzes, der sich auf der Mesoebene der Berufe und der Geschlechterkonstruktion mit den Prozessen der Berufskonstruktion befasst, könnten diese Defizite behoben werden, so Wetterer. (vgl. Wetterer, 2002, S. 59 – 62)

Im Vergleich westeuropäischer Länder zeigt sich ein harter Kern von Frauen- und Männerberufen. Als typische Frauenberufe gelten etwa Berufe in Verkauf und Büro, soziale Dienstleistungen und semiprofessionelle Gesundheitsberufe. Wetterer weist darauf hin, dass es zu konträren Geschlechtszugehörigkeiten kommen kann. Jedoch gibt es kein westeuropäisches Land, in dem die Vergeschlechtlichung der Arbeit nicht als grundlegendes Strukturprinzip der Arbeitsteilung im Erwerbsbereich gehören würde. Nirgends zu finden ist eine grundsätzliche Abnahme des Ausmasses der Segregation. Das erstaunt vor allem dann, wenn bedacht wird, dass einerseits die Beteiligung der Frauen an der Erwerbsarbeit stark zugenommen hat und andererseits das Qualifikationsniveau der Frauen dem der Männer ebenbürtig ist. (vgl.

Wetterer, 2002, S. 66) Frauen konzentrieren sich auf deutlich weniger Berufe und Branchen als Männer und arbeiten häufiger in gemischtgeschlechtlichen Berufen als Männer. Das männliche Berufsspektrum ist viel weiter gefasst und beinhaltet weit mehr geschlechtstypische Berufe, deren Grenzen gegenüber den Frauen klar abgeschottet sind. Vergleichbar geschlechtsexklusiv sind bei den Frauenberufen die sogenannten Assistenzberufe und die Berufe ohne Aufstiegsmöglichkeiten. Untersuchungen in gemischtgeschlechtlichen Berufen zeigen, dass sich auch hier keine entgeschlechtlichten Tätigkeitsbereiche finden lassen. Vielmehr werden hier die fehlenden Aussengrenzen zwischen den Geschlechtern nach innen verlegt. Wetterer erklärt dazu, dass es nicht nur zu innerberuflichen Trennlinien kommt, die weibliche und männliche Arbeitsgebiete typisieren. Diese Arbeitsgebiete weisen auch deutlich geschlechtshierarchische Züge auf. So ist beispielsweise bei den Bankkaufleuten zu beobachten, dass Männer tendenziell beraten und Frauen die statusniedrigere Aufgabe des Bedienens ausführen. Auf der Ebene der Sachbearbeitung der Industriekaufleute werden den Frauen in der Tendenz die standardisierten und damit einfacheren Arbeitsabläufe zugewiesen und den Männern die spezielleren und schwierigeren. Männer haben dadurch die besseren Aufstiegschancen in leitende Positionen als Frauen, die eher in verwaltenden Positionen verbleiben. Und dies auch dann, wenn Frauen und Männer über die gleichen Qualifikationen verfügen. Aufgrund der historischen Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit konstatiert Wetterer, dass die hierarchische Dimension entscheidend ist für die Zuteilung von Frauenberufen und Männerberufen. Dagegen erachtet sie die vermuteten Verbindungen der Arbeitsbereiche zu angeblich weiblichen oder männlichen Neigungen und Fähigkeiten als höchstens im Nachhinein zur Rechtfertigung ausschlaggebend. (vgl. Wetterer, 2002, S. 72 – 75)

4.2.3 Berufe wechseln ihr Geschlecht

Gleich wie am Ende des 19. Jahrhunderts müssten auch heute noch entweder die Hälfte der Frauen oder die Hälfte der Männer ihren Beruf wechseln, damit die Verteilung der Geschlechter in den Berufen paritätisch wäre. Die Arbeitsteilung bezieht sich gleichermassen auf die horizontale Geschlechtersegregation, also die unterschiedlichen Arbeitsbereiche, als auch auf die vertikale Geschlechtersegregation, also die unterschiedliche Positionierung von Frauen und Männern innerhalb der Berufs- und Betriebshierarchien. Die beiden Weltkriege haben dazu geführt, dass die Trennlinien der beruflichen Geschlechtersegregation weitgehend aufgehoben wurden, wie Wetterer berichtet. Damit wurde deutlich, dass Frauen durchaus fähig sind, sogenannte Männerarbeit zu verrichten. Allerdings fand nach Kriegsende jeweils eine Rekonstruktion der alten Verhältnisse statt. Seit Beginn der Industrialisierung haben viele Berufe das Geschlecht gewechselt. (vgl. Wetterer, 2002, S. 63 – 65) Eindrücklich ist dazu das von Gildemeister und Wetterer beschriebene Beispiel der Setzerin. Wäh-

rend der Umstellung von der Hand- auf die Maschinensetzerei wurden bürgerliche Frauen angeworben, weil sie lesen und schreiben konnten und über Fremdsprachenkenntnisse verfügten. Sie sollten die Überlegenheit der neuen Setzmaschinen gegenüber dem von Männern getätigten Handsatz unter Beweis stellen. Die männlichen Setzer bekundeten anhaltende Widerstände gegenüber den Maschinen, weil sie diese als Gefahr für ihre Arbeitsplätze sahen. Um die Frauen für diese Arbeit zu gewinnen, wurde die Setzmaschine in Pianoform angefertigt. So bot die Fingerfertigkeit der klavierspielenden Bürgerstöchter unzählige Möglichkeiten zur Analogiebildung, weshalb Frauen besonders geeignet schienen für den Maschinensatz. Es wurde mit anmutig an der Tastatur sitzenden Bürgerstöchtern geworben. Mit der Konsolidierung der Maschinensetzerei und der darauf folgenden Verberuflichung verschwanden die Frauen allerdings aus den Druckereien – und auch aus der sozialen Erinnerung. Der Männerberuf des Maschinensetzers beruhte auf den Assoziationen „Männlichkeit – Maschine“ und wurde auch so in Szene gesetzt. Die Maschinen wurden nun nicht mehr im Stil von Pianos konstruiert. Die Frauen wechselten von der Tastatur der Setzmaschine zur Tastatur der im Zuge der Suche nach der Maschinensetzmaschine erfundenen Schreibmaschine. Diese wiederum spielte im Geschlechtswechsel vom angesehenen Sekretär zur Sekretärin eine grosse Rolle. Die teilweise gleichen Argumente dienten nun zur Rechtfertigung der Höherqualifikation und besseren Bezahlung des Männerberufes Maschinensetzer, welche zuvor zur Abwertung der Maschinensetzerin und später zur Deklassierung der Sekretärin dienten. (vgl. Gildemeister & Wetterer, 1992, S. 224 – 225)

Frauenberufe entstanden da, wo Branchen stagnierten und Männer dadurch veranlasst wurden, in modernere und besser entlohnte Branchen zu wechseln, oder aber in expandierenden Branchen, in denen Frauen als ungelernete Arbeitskräfte eingesetzt wurden und Männer in die qualifizierten Positionen drangen. Ähnliches ist heute zu beobachten, wenn es um betriebliche Modernisierung und Rationalisierung und um die Einführung neuer Technologien geht – in der Industrie ebenso wie in der Verwaltung. Die innerbetriebliche Restrukturierung und Ausdifferenzierung der Hierarchien und die Neudefinierung von Arbeitsplätzen werden meistens von einer Reformulierung der Geschlechterhierarchie begleitet. Dass sich Frauen für die standardisierten Arbeiten vermeintlich besser eignen und den Männern die hierarchisch höher bewerteten Arbeitsplätze zustehen, hat schon bei der Planung der neuen Arbeitsplätze konstituierenden Charakter. (vgl. Wetterer, 2002, S. 75 – 76)

Männerarbeit zeigt in ihrer Entstehung einen anderen Weg auf. In den meisten Fällen entsteht sie im Rahmen der Verberuflichung einer Tätigkeit, die Frauen vorher ungelernete ausgeführt haben (etwa von der Putzfrau zum Gebäudereiniger), oder in der Professionalisierung von Frauenberufen (etwa von der Programmiererin zum Informatiker). Vermännlichung geht

also mit einem Statuszuwachs und einer Veränderung des arbeitsrechtlichen Status einher. (vgl. Wetterer, 2002, S. 80)

4.2.4 Hierarchie und Differenz in der Arbeit

Wetterer erklärt, dass die Vergeschlechtlichung der Arbeitsinhalte die *Folge* und nicht etwa die Voraussetzung eines hierarchisch strukturierten Zuordnungsverfahrens ist. Das zeigt die grosse Veränderlichkeit der Zuschreibungen der Tätigkeiten als weiblich oder männlich, wie sie vorgängig beschrieben wurde. Die Klassifikation der Frauen- und Männerarbeit geschieht aufgrund der gesellschaftlichen Bewertung dieser Arbeit und orientiert sich nicht an der Vereinbarkeit der Arbeitsinhalte mit angeblich spezifisch weiblichen oder männlichen Fähigkeiten und Neigungen. Die Arbeitsinhalte werden also erst im zweiten Schritt der Zuordnung zu einem Geschlecht diesem passend gemacht. Obwohl die Beteiligung der Frauen an der Erwerbsarbeit zugenommen hat und das Bildungsgefälle zwischen den Geschlechtern abgebaut wurde, hat das zu keinem nennenswerten Rückgang der Geschlechtersegregation im Berufsbereich geführt. Das weist darauf hin, dass auch die horizontale Segregation von Prozessen der Arbeitsteilung beeinflusst ist, welche die Geschlechter verschiedener – und Wetterer zufolge vor allem ungleicher – als bei Ausbildungsabschluss macht. Vertikale und horizontale Segregation sind das Ergebnis der Reproduktion geschlechtshierarchischer Strukturen. Im Gegensatz zur vertikalen Segregation kommt in der horizontalen die Geschlechterhierarchie verdeckt zum Tragen. Arbeitsinhalt und die gesellschaftliche Bewertung dieser Arbeit sind eng miteinander verknüpft. „Hier begegnet uns die hierarchische Positionierung einer Arbeit im Gefüge der Berufe und Branchen, der Berufssegmente und Arbeitsplätze sozusagen im Gewande des jeweiligen Arbeitsinhalts – unabhängig davon, ob dieser bei der Geschlechtszuordnung nun den Ausschlag gegeben hat oder nicht“ (Wetterer, 2002, S. 82). Dass in der horizontalen Segregation Hierarchie und Differenz miteinander verschränkt sind, zeigt sich daran, dass der Arbeitsinhalt durch Prozesse der Analogiebildung mit dem verknüpft wird, was an einer Arbeit als spezifisch weiblich oder männlich gilt – so eindrücklich demonstriert am Beispiel der Setzerin und des Setzers in Kapitel 4.2.3. (vgl. Wetterer, 2002, S. 81 – 82)

Innerhalb des Alltagsverständnisses zeigt sich in der horizontalen Segregation, dass Frauen und Männer Verschiedenes tun. Der Schluss liegt nahe, die horizontale Segregation sei Ausdruck und Folge davon, dass Frauen und Männer tatsächlich verschieden sind und sich darum für unterschiedliche Berufe eignen und entscheiden – und darum auch von Arbeitgebenden für Berufe eingestellt werden, die ihren vermeintlich geschlechtsbedingten Fähigkeiten und Neigungen entsprechen. So leistet die horizontale Segregation einen wichtigen Bei-

trag zur Stabilität des zweigeschlechtlichen Klassifikationsverfahrens. (vgl. Wetterer, 2002, S. 83)

Hier erweist sich die Tatsache, dass wir es bei der horizontalen Segregation mit dem Ergebnis einer subkutanen oder versteckten Form der Reproduktion der Geschlechterhierarchie zu tun haben, insbesondere als legitimatorischer Vorzug ersten Ranges: Die Hierarchie verschwindet ein Stück weiter hinter der den ersten Eindruck prägenden Differenz, und partizipiert auch dort, wo sie augenfällig wird, an der Selbstverständlichkeit und ‚Normalität‘ der Geschlechterdifferenz. (Wetterer, 2002, S. 83)

Dabei lässt sich jeder Arbeitsinhalt als typisch weiblich oder männlich auslegen, jede Arbeit als Frauenarbeit oder Männerarbeit einordnen, weil sie der binären Grundstruktur der Geschlechter-Unterscheidung unterliegt. Die als so stabil geltende Differenz der Geschlechter ist also ganz variabel, weil sie sich immer wieder an andere Arbeitsinhalte heftet. Dabei folgt die Vergeschlechtlichung einer Arbeit den Veränderungen in der gesellschaftlichen Bewertung einer Arbeit – und nicht etwa umgekehrt. Wetterer weist auf den von Gayle Rubin (1975) geprägten Begriff des „sameness taboo“ hin. Wichtig ist die bloße *Unterscheidbarkeit* der Geschlechter und der die Geschlechterdifferenz repräsentierenden Arbeitsinhalte. Denn nur als voneinander unterschiedene lassen sich die Geschlechter in eine Hierarchie zueinander setzen. (vgl. Wetterer, 2002, S. 83 – 84)

Bettina Heintz und Eva Nadai setzen in der bereits im Kapitel 4.1.3 angesprochenen Studie aus dem Jahre 1998 einen anderen, systemtheoretisch geprägten Fokus. Sie sehen die Geschlechterdifferenz als zunehmend abhängig vom jeweiligen Kontext und konstatieren einen Stabilitätsverlust. Sie sprechen gar von einer *De-Institutionalisierung* der Geschlechterverhältnisse und meinen damit die „Umstellung der Reproduktionsmechanismen von routinemäßigem Vollzug zu bewusstem und gezieltem Handeln“ (Heintz & Nadai, 1998, S. 78). Männern wird, so Heintz und Nadai, in der Verschränkung von Männlichkeit und Professionalität die geschlechtliche Neutralität garantiert, während von Frauen zur Anerkennung von Professionalität ein Ausbalancieren von *doing* und *undoing gender* gefordert ist. Frauen müssen die Geschlechterdifferenz herunterspielen, ohne sie ganz verschwinden zu lassen, um als „normale“ Berufstätige anerkannt zu werden. Für Heintz und Nadai meint „normal“ in diesem Zusammenhang ohne Beachtung des Geschlechts. (vgl. Heintz & Nadai, 1998, S. 77 – 82)

Drei Thesen dienen Heintz und Nadai als theoretische Grundlage für ihre empirischen Untersuchungen. 1.) Die Geschlechterverhältnisse sind zunehmend de-institutionalisiert, das heisst, nicht mehr in standardisierten Handlungsmustern abgesichert und müssen vermehrt

über gezieltes Handeln hergestellt werden. 2.) Durch die De-Institutionalisierung ist die Geschlechterdifferenz vermehrt abhängig vom Kontext und spezifischen Konstellationen. 3.) Geschlechterdifferenz wirkt auf drei Ebenen, die nicht unbedingt zusammenfallen müssen: a) als Strukturelement von sozialen Gebilden, b) als komplexitätsreduzierende Deutungskategorie und c) als kulturelle Praxis der Unterscheidung. Untersucht wurden Berufe, in denen sich die Geschlechterzusammensetzung quantitativ stark unterscheidet. Informatik wurde als typischer Männerberuf gewählt, die Krankenpflege als typischer Frauenberuf und die Sachbearbeitung als geschlechterparitätisches Berufsfeld. (vgl. Heintz & Nadai, 1998, S. 83)

4.2.5 Männer in Frauenberufen und Frauen in Männerberufen

Die von Heintz und Nadai durchgeführte Untersuchung zeigt, dass Männer in Frauenberufen mittels *doing gender* beweisen müssen, dass sie trotzdem „richtige“ Männer sind, obwohl sie den „falschen“ Beruf ausüben. Weiblichkeit gilt als zu überwindende Seite des Berufes, von der sich die Krankenpfleger abgrenzen, indem sie ihre Männlichkeit idealisieren. Das zeigt sich in der männlichen *coolness*, die von Männern und Frauen gleichermaßen gezeigt wird und für pflegerische Professionalität steht. Sie kann als Ausdruck einer erfolgreichen Maskulinisierungspolitik der Männer gewertet werden. Der moderne Modellkrankenpfleger ist ruhig, sachlich, überlegt, behält in anspruchsvollen Situationen die Übersicht und hat sich vom weiblichen Tugendkatalog losgesagt. Im weiblichen Umfeld schaffen sich die Pfleger Männernischen. (vgl. Heintz & Nadai, 1998, S. 85)

Informatikerinnen, die als kompetente Berufsangehörige gesehen werden wollen, sehen sich stattdessen gezwungen, ihre Geschlechtszugehörigkeit zu verbergen. Sie tun das, indem sie im Sinne des *undoing gender* ihr Aussehen neutralisieren. Mit wenig Make Up und Schmuck und keiner körperbetonten Kleidung pflegen sie eine gedämpfte Weiblichkeit. Sie meiden den Kontakt zu Kolleginnen, um ihre Geschlechtszugehörigkeit in den Hintergrund rücken zu lassen. Die ihnen zugesprochenen Geschlechterstereotypen wie sprachliche Begabung und Geschick im Umgang mit Menschen haben in diesem Berufsfeld wenig Prestige. (vgl. Heintz & Nadai, 1998, S. 85)

In den geschlechtstypisierten Berufen begreifen Heintz und Nadai die Geschlechterdifferenz als zentrales Ordnungsprinzip. Die Sachbearbeitung, die als Berufsfeld nicht geschlechtlich zugeordnet ist, bezeichnen sie dagegen als geschlechtsneutralen Raum, in dem die Geschlechterdifferenz als Handlungs- und Deutungsmuster nicht relevant ist. Heintz und Nadai erklären weiter, dass in der Sachbearbeitung keine aktive Markierung der Geschlechterdifferenz nötig ist, weil die Geschlechter durch eine unsichtbare Grenzlinie in Form struktureller Barrieren bereits getrennt sind. Für Frauen ist die Sachbearbeitung eine berufliche Sackgas-

se, für Männer meistens lediglich eine Durchgangsstation auf ihrem Weg in den besser angesehenen Aussendienst oder in die Führung. Beide Bereiche unterliegen der Norm der kontinuierlichen Vollzeitarbeit und zeitlicher, wie auch geografischer Flexibilität. Heintz und Nadai beschreiben die antizipierten Familienpflichten, die sich mit diesen Normen nicht vereinbaren lassen und nur die Frauen zu betreffen scheinen, als Ausgangspunkt für die Kanalisierung in Aufstiegswege oder Sackgassen. (vgl. Heintz & Nadai, 1998, S. 86 – 88) Die Geschlechterdifferenz ist in diesem als geschlechtsneutral dargestellten Berufsfeld also nur vordergründig nicht relevant, denn, so meinen Heintz und Nadai: „Die Geschlechterdifferenz, die auf der Deutungs- und Handlungsebene in den Hintergrund tritt, wird so gewissermaßen ‚hinter dem Rücken der Beteiligten‘ und scheinbar aufgrund berufsexterner Faktoren wiederhergestellt“ (Heintz & Nadai, 1998, S. 88).

Die von Heintz und Nadai gewonnenen Erkenntnisse in Bezug auf Männer in Frauenberufen werden in der Studie *Zivildienst als Sozialisationsinstanz für junge Männer* bestätigt. Diese Studie wurde vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend [BMFSFJ] in Auftrag gegeben. Es ist bis jetzt die einzige Studie, die die Effekte des Zivildienstes auf die persönliche Entwicklung von jungen Männern erforschte. (vgl. BMFSFJ, 2011, S. 2) Auch diese Studie zeigt auf, dass Männer in einem hauptsächlich von Frauen besetzten Berufsfeld im Sozial- oder Pflegebereich ihre Männlichkeit besonders betonen. Die qualitativen Interviews zeigen, dass für Zivildienstleistende selbst in Krisensituationen, in denen sie mit dem Sterben oder chronischen Krankheiten konfrontiert werden, Gefühle wie Einsamkeit, Sanftmut, Verzweiflung oder Trauer als Schwäche oder gar Tabu gelten können. Stattdessen verlangen die jungen Männer von sich selber Härte und Durchsetzungsvermögen. Auch die Umdeutung von „weiblicher“ Berufspraxis in „männliche“ mittels mechanisierter, technisierter und die Härte der jeweiligen Tätigkeit herausstreichender Beschreibung kann nachgewiesen werden. Obwohl Zivildienstleistende ganz unten in der Hierarchie arbeiten, beschreiben einige ihre Männlichkeit in enger Verbindung mit Professionalität und hierarchischen Strukturen. Frauen werden in ihrem Arbeitskontext entprofessionalisiert, zum Beispiel mit der Bezeichnung als „Mutti“ oder „Zicke“. Ihre beruflichen Fertigkeiten und Erfahrungen werden von manchen jungen Männern weder anerkannt noch geschätzt. Weiter werden Männernischen hergestellt, verteidigt und vor der Einflussnahme von Frauen geschützt. Trotzdem wird auch von einer fast einheitlichen Struktur der „Einverleibung der weiblichen Berufspraxis“ berichtet. Zivildienstleistende anerkennen die Sinnhaftigkeit und positiven Effekte von fürsorglicher Praxis und binden diese anschließend zum Teil in ihr Alltagshandeln ein. Es werden auch Begegnungen mit Männern als eindrücklich geschildert, die den geschlechterstereotypen Männlichkeitsentwürfen nicht entsprechen. So bauen Zivildienstleistende persönliche Beziehungen zu hilfe- oder pflegebedürftigen Männern auf und empfinden das als gute Erfahrung.

Das zeigt ihnen eine Vielfalt von Männlichkeiten auf und erweitert den Horizont. (vgl. BMFSFJ, 2011, S. 107 – 111) In der Zusammenfassung der Studie kann trotz der vorgängig beschriebenen abwertenden Haltungen gegenüber weiblichen Mitarbeitenden eine Verbesserung der Genderkompetenz konstatiert werden. Das zeigt sich darin, dass sich die Einstellung zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie positiv verändert hat, eine Auseinandersetzung mit dem geschlechtlichen Rollenbild stattgefunden hat und auch die Einstellung zu Frauen in Führungspositionen überdacht wurde. (vgl. BMFSFJ, 2011, S. 173) Das Denken in Geschlechterhierarchien und auch das Herstellen derselben kommt in diesen Ausführungen gut zum Ausdruck, ebenso das bewusste Herstellen von (männlicher) Geschlechtlichkeit. Eine De-Thematisierung von Geschlecht ist dagegen höchstens aus der „Einverleibung der weiblichen Berufspraxis“ herauszulesen.

4.2.6 Die Ordnung in der Unordnung der geschlechterdifferenzierenden Reproduktionsmechanismen

Angelika Wetterer weist in ihrem Aufsatz zu den zentralen Ergebnissen des Forschungsschwerpunktes „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“ dann auch aus, dass heute die Erosion und die Reproduktion der geschlechtlichen Differenzierungen und Hierarchien gleichzeitig vorhanden sind. Wetterer betont aber, dass Reproduktion nicht bedeutet, dass alles beim Alten bleibt. Stattdessen zeigt sich in den untersuchten hochqualifizierten Berufen und Organisationen, in denen Professionelle eingebunden sind, „die unbegrenzte Variabilität und Flexibilität in der Konkretisierung dessen, was Frauen und Männer in diesem oder jenem sozialen Bereich oder Beruf zu Frauen oder Männern macht“ (Wetterer, 2007, S. 191). Lediglich zwei der im Forschungsschwerpunkt untersuchten Berufsfelder lassen sich als vergleichsweise *degendered* bezeichnen. Das gilt für die Ebenen der geschlechtsspezifischen Verteilmuster und das Selbst- und Berufsverständnis der Befragten. Einerseits sind es die Familienrichterinnen und Familienrichter und andererseits die sogenannten Alleindienstleistenden in den Kulturberufen, denen man noch die freiberuflich tätigen Psychologinnen und Psychologen zuordnen kann. Diese enorm verschiedenen Berufe und/oder Organisationsformen unterscheiden sich in wesentlichen Punkten von anderen Berufen: Die Berufstätigen in Kultur und Psychologie studierten in Fächern mit überproportional hohem Frauenanteil und verfügen über ein hochreflexives Fachwissen und ein grosses Selbstverständnis. Zudem sind sie nicht in Organisationen eingebunden, an deren Reproduktionsmechanismen der Differenz sie teilhaben müssen. Das Selbstmanagement ist auf individueller Ebene zwar stark organisiert, aber nicht organisational gebunden, deswegen verlieren herkömmliche Geschlechterdifferenzierungen an Bedeutung. Dazu kommt, so Wetterer, dass in diesem Berufsfeld auch im privaten Reproduktionsbereich egalitäre Geschlechterverhältnisse zum Lebensentwurf gehören. Das zweite Muster, in dem ein relativer Bedeutungsverlust ge-

schlechtlicher Differenzierungen aufgezeigt werden kann, ist bei den Familienrichterinnen und Familienrichtern und ihnen ähnlichen Berufsgruppen zu finden. Der Beruf ist im öffentlichen Sektor angesiedelt und für das professionelle Berufs- und Selbstverständnis ist die Orientierung an der Gleichberechtigungsnorm wichtig, in welche die Geschlechtsneutralität eingeschlossen ist. Die Organisation ist hochgradig formalisiert und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in rechtlichen Rahmenbedingungen erlassen. Politik, Medien und interne Gleichstellungsbeauftragte fordern die Geschlechtergleichstellung. Diese beiden Beispiele zeigen, dass der Abbau von Geschlechterdifferenzen und Hierarchien tatsächlich kontextabhängig ist. (vgl. Wetterer, 2007, S. 189 – 194)

Die von Wetterer nachgezeichnete Ordnung in der Unordnung der Reproduktionsmechanismen der Geschlechterdifferenz ist auf drei Ebenen zu finden, die hier skizziert werden:

- Die Ebene des alltagsweltlichen Geschlechterwissens: Die Semantik der Gleichberechtigung ist vorherrschend. Geschlecht spielt vordergründig in keinem der untersuchten Berufsfelder mehr eine Rolle. Für den Einstieg und Aufstieg in einem Beruf zählt einzig die Leistung. Die Gleichberechtigungsnorm stellt in keinem der untersuchten Bereiche eine normative Aufforderung dar, an der Umsetzung der Gleichberechtigung entweder im persönlichen beruflichen Handeln oder auf Organisationsebene mitzuwirken. Stattdessen funktioniert sie als Regulativ des Redens und unterscheidet die thematisierbaren von den nicht thematisierbaren Bereichen des alltagsweltlichen Geschlechterwissens. Dieses Phänomen der rhetorischen Modernisierung wurde bereits in Kapitel 4.1.3 beschrieben. Durch das Insistieren auf Individualisierung und Gleichberechtigung wird die Reproduktion geschlechterdifferenter Handlungsroutrinen und Organisationsstrukturen gestützt, weil sie der Thematisierbarkeit und damit auch der Kritik entzogen werden. (vgl. Wetterer, 2007, S. 195 – 198)
- Die Ebene des beruflichen Handelns in Organisationen: Mitglieder von Organisationen verfügen über eine Geschlechtszugehörigkeit und an diese sind stereotype Erwartungen und Zuschreibungen gebunden. Diese latenten Wissensbestände sind beharrlich und fassen auf lediglich angenommenen Sachverhalten, was sie resistent gegen Erfahrungen macht. Das führt dazu, dass geschlechtsneutrale Kriterien der Leistungsfähigkeit, Belastbarkeit oder Zuverlässigkeit geschlechterdifferenzial zugeschrieben werden. Diese geschlechterdifferenzierenden Effekte können dann neutralisiert werden, wenn die Organisationen über einen hohen Formalisierungsgrad verfügen. Die direkte Interaktion kann für die Platzierung der Einzelnen innerhalb der Organisation dann an Bedeutung verlieren, wenn es transparente und verbindliche Kriterien für den Einstieg und Aufstieg im Beruf gibt, die durch strategisches Personalmanagement ständig überwacht werden. Allerdings verbessert ein hoher Formali-

sierungsgrad lediglich in den mittleren Positionen die Integrationschancen der Frauen – und selbst dort ist es von Vorteil, wenn weitere Faktoren hinzukommen. Ein solcher wäre zum Beispiel der Statusverlust eines Bereiches, in den die Frauen darum dann nachrücken können. Geschlechterdifferenz wird also nicht de-institutionalisiert, sondern in der Interaktion auf verdeckte Weise fortgeführt. Die alltäglichen Routinen des *doing gender* werden gemäss den von Wetterer dargelegten Forschungsergebnissen kaum gestört. (vgl. Wetterer, 2007, S. 199 – 202)

- Die Ebene des Geschlechterarrangements und des Geschlechterverhältnisses: Die Beschäftigung mit der De-Institutionalisierungsthese und der Semantik der Gleichberechtigung weist eine grosse Asymmetrie auf. Sie befasst sich lediglich mit der Integration der Frauen in den Berufsbereich. Die komplementäre Integration der Männer in die private Reproduktionsarbeit wird dagegen kaum thematisiert. Gerade dieser Aspekt relativiert aber die De-Institutionalisierungsthese nochmals auf eine andere Weise. Der niedrige Frauenanteil in den hiesigen Führungspositionen korrespondiert mit dem nach wie vor dominierenden sogenannten modernisierten Alleinernährer-Modell in den Familien. Darin funktioniert der Mann als Haupternährer und die Frau ist Teilzeit erwerbstätig und hauptverantwortlich für die Familienarbeit. Dass dieses Modell heute noch als normal vorausgesetzt wird, zeigen die Probleme der Doppelkarrierepaare, die sich für einen anderen Weg entschieden haben. Zwei Karrieren lassen sich in hiesigen Verhältnissen nur dann in eine Partnerschaft oder Familie integrieren, wenn sich das Paar (meistens unausgesprochen) einig ist, dass lediglich eine Karriere die Hauptrolle spielt und die andere Person die Verantwortung für das „Vereinbarkeitsmanagement“ übernimmt. Das führt dazu, dass meistens die Frauen Zugeständnisse machen und somit die Planungssicherheit der Karriere des Mannes und des Zusammenlebens auf Kosten der Planungssicherheit der eigenen Karriere gewährleisten. Die Struktur vieler Berufsfelder setzt immer noch eine von ausserberuflichen Verpflichtungen freie Person als selbstverständlich voraus. Institutionen, die sich um eine Familie herum gruppieren – wie zum Beispiel Schule, Vereine, Arbeitsort der hauptverdienenden Person – setzen zusätzlich eine Person voraus, die frei über ihre Zeit verfügen kann, um die Managementaufgaben zu übernehmen, die durch das Familienleben anfallen. Das führt dazu, dass eine Familie in Berufsbiografien von Männern eher als „Support-Institution“ angesehen wird und in Berufsbiografien von Frauen eher als „Unterbrecher-Institution“. Damit zeigen sich die vordergründig geschlechtsneutralen Arrangements, die die Reproduktion der Geschlechterdifferenzierung und Hierarchien im Berufsbereich verdeckt stützen und fördern. Da die Institutionen, die den Lebenslauf strukturieren, ihren überindividuellen Charakter noch nicht verloren haben, kann von einer De-Institutionalisierung der Geschlechter-

differenz auch auf dieser Ebene nur begrenzt gesprochen werden. (vgl. Wetterer, 2007, S. 202 – 204)

Nur in ganz spezifischen beruflichen Kontexten und unter bestimmten organisationalen Strukturbedingungen kann also eine De-Institutionalisierung von Geschlechterdifferenz nachgewiesen werden. Auf allen drei dargestellten Ebenen sind verdeckte Mechanismen im Gang, die Geschlechterdifferenz konstruieren und beharrlich erhalten. Dennoch konnten Faktoren aufgezeigt werden, die eine tatsächliche De-Institutionalisierung von Geschlechterdifferenz begünstigen. Es sind dies ein hochreflexives Fachwissen und ein grosses berufliches Selbstverständnis, das Nicht-Eingebunden-Sein in berufsspezifische Organisationen – oder aber in Bezug auf Vereinbarkeitsfragen hochgradig formalisierte Organisationen, sowie eine dem professionellen Berufs- und Selbstverständnis inhärente Gleichstellungsnorm.

4.2.7 Beantwortung der leitenden Fragestellungen im Rahmen des interaktionistischen Konstruktivismus

Auch in der Strömung des interaktionistischen Konstruktivismus wird die Zweigeschlechtlichkeit einerseits kritisiert und hinterfragt, andererseits aber auch mangels Alternativen anderer Geschlechtermodelle fortgeschrieben. Nicht nur die Konstruktion von Geschlecht wird nachvollzogen, sondern auch die Herstellung vergeschlechtlichter Machtverhältnisse. Angesichts der zahlreichen Forschungen im Arbeitsbereich eignet sich diese Strömung besonders, um die Konstruktionsprozesse der Sozialen Arbeit – auch auf interaktionaler Ebene – zu betrachten. Wie wird Soziale Arbeit als Frauenberuf hergestellt? Wie ist die neoliberale Tendenz zur Managerialisierung der Sozialen Arbeit aus Geschlechterperspektive zu deuten?

Wie wird Soziale Arbeit als Frauenberuf hergestellt?

Wird Soziale Arbeit mit der Konstruktion anderer Frauenberufe verglichen, dann zeigt sich, dass die Konstruktion Sozialer Arbeit als Frauenberuf historisch anders angelegt war, als sie von Wetterer (2002, Kapitel 4.2.3) als typisch beschrieben wird. Entsprechend der unterschiedlichen geschichtlichen Entwicklungen der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik (siehe Kapitel 2.2) wurden die beiden Bereiche auch auf verschiedene Weise als Frauenberufe konstruiert. Bei beiden Bereichen handelte es sich nicht um stagnierende Branchen, aus denen die Männer ausstiegen und die Frauen dann nachrückten. Frauen wurden auch nicht als ungelernte Arbeitskräfte eingesetzt, während Männer in die qualifizierten Positionen drängten. Sozialarbeit und Sozialpädagogik sind seit ihren ersten Professionalisierungsbestrebungen, also seit sie von der Freiwilligenarbeit zum entlohnten Beruf wurden, expandierende Felder. Und die Frauen waren nicht ungelernt, sondern verfügten im Gegensatz zu den Männern, die die leitenden und finanzstrategischen Positionen besetzten, über eine

Ausbildung in Sozialer Arbeit. Nachfolgend werden die Bereiche Sozialarbeit und Sozialpädagogik getrennt voneinander in Bezug auf ihre Konstruktion als Frauenberufe betrachtet.

Wie in Kapitel 2.2.1 beschrieben, fungierten in der frühen Sozialarbeit nicht in dieser ausgebildete Berufsarmenpfleger als sogenannte Erkundungsbeamte und Inspektoren. Ihr Arbeitsauftrag war die repressive Armutsbekämpfung. Die Armenpfleger beurteilten die Situation der Betroffenen und Gesuchstellenden von aussen, sie inspizierten sie. Auch Ermahnungen und erzieherische Ratschläge gehörten zu ihren Aufgaben. Die Beschreibung zeigt, dass die Arbeitsinhalte aber in relativer Distanz zu den Betroffenen, als objektive Aufgaben dargestellt wurden. Die Fürsorgearbeit genoss keinen guten Ruf in der Gesellschaft. Das wurde durch das polizeiähnliche Vorgehen der unausgebildeten Berufsarmenpfleger vermutlich noch verstärkt. Wie Wetterer (2002, siehe Kapitel 4.2.4) erklärt, sind statusniedrige Berufe prädestiniert dafür, als Frauenberufe definiert zu werden. Sie betont, dass zuerst die gesellschaftliche Abwertung des Berufes geschieht und erst dann die Arbeitsinhalte als besonders geeignet für Frauen umgedeutet werden. Der Arbeitsauftrag blieb also identisch: die Armutsbekämpfung. Die sozialarbeiterisch ausgebildeten Fürsorgegehilfinnen oder Fürsorgeassistentinnen sollten gemäss Sutter (2011, siehe Kapitel 2.2.1) in einem persönlichen, von Liebe und Taktgefühl geprägten Kontakt den zerrütteten Haushalt kontrollieren und sanieren. Ganz im Sinne der „geistigen Mütterlichkeit“ sollten sie sich subjektiv und vor Ort einmischen und gemeinsam mit den Betroffenen deren Armut entgegen wirken. Aus der Beschreibung des umgedeuteten – *umkonstruierten* – Arbeitsinhaltes kann geschlossen werden, dass dieser Auftrag immer noch einen repressiven Charakter hatte – *kontrollieren und sanieren*. Es ist denkbar, dass die „geistige Mütterlichkeit“ dafür genutzt wurde, die repressiven Absichten dahinter zu verbergen. Wenn es um finanzielle Unterstützungsbeiträge ging, die in den Büros gesprochen oder verweigert werden konnten, dann fiel das ins Arbeitsgebiet der männlichen Fürsorgesekretäre. Diese hatten zwar wie die Armenfürsorger ebenfalls keine sozialarbeiterische Ausbildung, verdienten aber trotzdem mehr als die ausgebildeten Fürsorgegehilfinnen. Diese und die Armenfürsorger standen hierarchisch unter dem Fürsorgesekretär. Dass die Armenfürsorge trotz mangelndem Prestige zuerst von Männern ausgeführt wurde, ist damit zu begründen, dass die Frauen zuerst das gesellschaftliche Recht erlangen mussten, ausserhalb des Familienhaushalts einer Erwerbsarbeit nachzugehen.

Die Konstruktion über eine Geschlechteranalogie der Arbeitsinhalte kann für die Sozialpädagogik nicht so deutlich nachgezeichnet werden wie für die Sozialarbeit. Wie Hauss (2011, siehe Kapitel 2.2.4) zeigt, mussten die ausgebildeten Armenerzieher oder Armenlehrer das Feld der Heimerziehung – als Ursprung der Sozialpädagogik – anfangs des 20. Jahrhunderts den Lehrern als einer gesellschaftlich bessergestellten Berufsgruppe überlassen. In der Mitte

des 20. Jahrhunderts gingen die Lehrer aber wegen Lehrermangels und besseren Anstellungsbedingungen zurück in die Schule. Das freigewordene Feld mit niedrigem gesellschaftlichem Status konnte dadurch von den Frauen übernommen werden. Diese wurden praxisnah zu Anstaltsgehilfinnen ohne Karriereambitionen ausgebildet. Die Leitungsfunktionen blieben aber bei den Männern. Ein möglicher Konstruktionsprozess kann so aufgezeigt werden: Im Laufe des 20. Jahrhunderts änderte sich der Rechtsstatus der Kinder. Bisher galten sie als „kleine Erwachsene“, nun wurden ihre Rechte und speziellen Bedürfnisse besser anerkannt. Fremdplatzierungen waren nun weniger mit Armutsbetroffenheit begründet als mit erzieherischen oder fürsorgerischen Defiziten. Das zeigte sich auch in einem Wandel der Pädagogik. Bis dahin beinhaltete Heimerziehung vor allem Züchtigung durch Arbeit. Körperliche und handwerkliche Arbeit war in der bürgerlichen Gesellschaft, aus der sich das Erziehungspersonal rekrutierte, den Männern vorbehalten. Diese wanderten nun aber ab, also wurde auch hier mit dem Argument der „geistigen Mütterlichkeit“ für die Eignung der Frauen gesprochen. Allerdings eigneten sie sich angeblich nur als Gehilfinnen und nicht in leitenden und finanzstrategischen Positionen. Dass durch das Eintreten der Frauen in dieses Berufsfeld die damals vorliegenden Mängel nicht behoben wurden, zeigte sich spätestens in der Heimkampagne der 70er Jahre.

Die Entstehung der Sozialen Arbeit als Frauenberuf ist eng verbunden mit den bürgerlichen Frauenbewegungen zu Anfang des 20. Jahrhunderts, was aber vor allem für die Sozialarbeit zutrifft. Durch das immer stärkere Ineinanderfließen der beiden Berufsfelder gerät aus dem Blick, dass Sozialpädagogik in den Anfängen stark von Männern geprägt wurde. Heute ist auch sie nachweisbar ein Frauenberuf. So wurden Sozialarbeit und Sozialpädagogik von männlichen Tätigkeiten in weibliche umkonstruiert, wenn auch mit unterschiedlichen Voraussetzungen und auf unterschiedliche Weise, so doch konsequent und nachhaltig. Warum es bis heute so geblieben ist, haben die Antworten zu den leitenden Fragestellungen in Kapitel 4.1.4 veranschaulicht.

Wie ist die neoliberale Tendenz zur Managerialisierung der Sozialen Arbeit aus Geschlechterperspektive zu deuten?

In Kapitel 3.2.3 wird ersichtlich, dass in der Fachliteratur auf verschiedene Weise die Vermutung geäußert wird, in der Sozialen Arbeit werde eine bewusste „Vermännlichung“ durch Managerialisierung angestrebt, um dadurch als Profession anerkannt zu werden und eine Stuserhöhung zu erlangen. In dieser Vermutung sind zwei Aussagen enthalten, die hier genauer betrachtet werden sollen. Einerseits ist das die Annahme, dass Managerialisierung männlich konnotiert ist, und andererseits die Auffassung, dass eine „Vermännlichung“ der Sozialen Arbeit eine Stuserhöhung herbeiführen würde.

Als „managerialisierende Aspekte“ werden von Heite (2010, siehe Kapitel 3.2.3) Evaluierbarkeit, Effizienz und Effektivität angeführt und verknüpft mit Rationalität, Wissensbasierung und Wirkungsorientierung. Gemäss Nadai et al. (2005, siehe Kapitel 3.2.3) werden in der Sozialen Arbeit Stellen mit diesen Anliegen mehrheitlich von Männern besetzt. Dies wohl einerseits, weil Rationalität in unserer Gesellschaft den Männern zugeschrieben wird. Andererseits werden diese Aufgaben in hierarchiehöheren Stellen ausgeführt, welche überproportional oft von Männern besetzt sind. Als neoliberal kann die Managerialisierung der Sozialen Arbeit darum bezeichnet werden, weil sie die Tendenzen einer effektiven Konkurrenzordnung, eines freien Marktes und Unternehmertums übernimmt und die Verantwortung für das eigene Glück und den eigenen Erfolg dem Subjekt überlässt (vgl. Socialinfo, 2012, Neoliberalismus).

Würde eine „Vermännlichung“ der Sozialen Arbeit eine Statuserhöhung herbeiführen? Gemäss den Erkenntnissen von Wetterer (2002, siehe Kapitel 4.2.4) wechselt ein Beruf das Geschlecht, nachdem sich das gesellschaftliche Ansehen des Berufes geändert hat – und nicht umgekehrt. Wenn es also gelingen würde, den Status der Sozialen Arbeit anzuheben, wäre sie – so die Annahme – interessanter für Männer. Soziale Arbeit versucht, durch die Anerkennung als Profession den Status zu heben. In der Sozialen Arbeit soll aber kein Geschlechterwechsel vollzogen werden, vielmehr will man sie vom „Malus“ des Frauenberufs neutralisieren. Da es im Sinne des Phallozentrismus (siehe Kapitel 4.2.1) „neutral“ in Bezug auf Geschlechtlichkeit in unserer zweipolig angelegten Gesellschaft nicht gibt, kann interpretiert werden, dass diese Neutralität männlich konstruiert wird, ja nur männlich konstruiert werden kann. Es kann vermutet werden, dass dies in der Managerialisierung zum Ausdruck kommt.

Eine andere geschlechtsspezifische Lesart der Managerialisierung der Sozialen Arbeit – unabhängig vom Anstreben des Professionsstatus – ist Folgende: Die Managerialisierung ist Ausdruck für einen sachlichen, rationalen Umgang mit sozialen Problemen. Analog zu den männlichen Krankenpflegern und den Zivildienstleistenden in sozialen und pflegerischen Bereichen (siehe Kapitel 4.2.5) betonen die Männer, die in der Sozialen Arbeit in der Minderheit sind, auf diese Art ihre Männlichkeit.

Die neoliberale Tendenz zur Managerialisierung der Sozialen Arbeit kann aus geschlechter-spezifischer Sichtweise also durchaus als Konstruktionsprozess einer männlich konnotierten Sozialen Arbeit verstanden werden. Sie kann auch als Legitimationsprozess dafür gedeutet werden, dass Männer in der Sozialen Arbeit als Frauendomäne dennoch gebraucht werden. Bereits in der Bearbeitung der Strömung der strukturorientierten Gesellschaftskritik konnte

allerdings nachgewiesen werden, dass die Eignung für die Soziale Arbeit nicht vom Geschlecht abhängt. Insofern ist eine Legitimierung für Männer in der Sozialen Arbeit überflüssig.

Weitere Gedanken im Rahmen des interaktionistischen Konstruktivismus in Bezug auf die Soziale Arbeit

Wetterer (2002, siehe Kapitel 2.4.2) gibt zu bedenken, dass die horizontale Geschlechtersegregation der Berufe einen wichtigen Beitrag leistet zur Stabilität des Klassifikationsverfahrens der Verschiedenheit von Frauen und Männern. Soziale Arbeit könnte also, wenn es gelänge, sie zu einem geschlechterparitätischen Arbeitsfeld zu entwickeln, einen Beitrag dazu leisten, das Klassifikationsverfahren der Verschiedenheit von Frauen und Männern zu destabilisieren. Soziale Arbeit würde dazu beitragen, das Alltagsverständnis zu irritieren, indem durch sie zu sehen wäre, dass Männer genau so geeignet sind, um begleitende, betreuende, pflegende und fördernde Aufgaben zu übernehmen. Wären die Männer an der Basis nicht mehr in der Unterzahl, müssten sie sich ihrer Männlichkeit nicht mehr auf eine Art versichern, die in der Tendenz die weibliche Prägung der Sozialen Arbeit abwertet.

Die Befragung junger zivildienstleistender Männer im Sozialbereich (siehe Kapitel 4.2.5) hat gezeigt, dass die Arbeit in einem von Frauen geprägten Umfeld teilweise zu einer geschlechtergerechteren Haltung führt, die auch im Privatleben umgesetzt werden kann. Auch dieses Ergebnis weist darauf hin, dass Soziale Arbeit, indem sie die Mitarbeit von Männern an der Basis fördert, einen Beitrag zu einem gesellschaftlichen Umdenken hin zu mehr Geschlechtergerechtigkeit leisten kann.

Die Ausführungen von Wetterer (2007, siehe Kapitel 4.2.6) zeigen, dass Soziale Arbeit aus der Geschlechterperspektive betrachtet in verschiedener Hinsicht ein ideales Berufsfeld für erodierte Differenzen und Hierarchien zwischen den Geschlechtern ist. Soziale Arbeit gleicht in vielem den beiden Berufsfeldern, die Wetterer als vergleichsweise *degendered* bezeichnet. Das professionelle Berufs- und Selbstverständnis orientiert sich an der Gleichberechtigungsnorm, in die die Geschlechtsneutralität eingeschlossen ist. Viele Bereiche der Sozialen Arbeit können als dem öffentlichen Sektor zugehörig verstanden werden. Dadurch wäre es möglich, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in rechtlichen Rahmenbedingungen zu erlassen. Soziale Arbeit ermöglicht es Frauen *und* Männern, in Teilzeitanstellungen zu arbeiten und fördert dadurch egalitäre Geschlechterverhältnisse auch im Bereich der privaten Reproduktionsarbeit. Ein überproportional hoher Frauenanteil im Studium wird von Wetterer als förderlich dafür ausgewiesen, dass innerhalb eines Berufsfeldes die Hierarchie und Differenz zwischen den Geschlechtern erodieren. Auch für die Soziale Arbeit gilt, dass sie über ein

hochreflexives Fachwissen und ein grosses Selbstverständnis verfügt. Allerdings liegt die Vermutung nahe, dass es den Beschäftigten in der Sozialen Arbeit gerade in diesem Bereich an Selbstvertrauen mangelt und sie sich dem hohen Anspruch, den die Soziale Arbeit an sie stellt, wegen der gesellschaftlichen Abwertung ihres Berufsfeldes nicht bewusst sind.

4.3 Der diskurstheoretische Dekonstruktivismus

Anders als in den zwei bisher beschriebenen Strömungen geht es beim diskurstheoretischen Dekonstruktivismus nicht um beobachtbare Geschlechterverhältnisse auf gesellschaftlicher Ebene, die mittels Methoden der empirischen Sozialforschung analysiert werden. Stattdessen wird vorwiegend auf der Ebene von Theorien angesetzt. Diese Theorien beziehen sich auf oder sind Teile von Diskursen. Die Verknüpfung einzelner sprachlicher Ereignisse sowie die kontextabhängige Zuweisung von Bedeutung wird als Diskurs bezeichnet. Diese Strömung geht davon aus, dass Diskurse performativ sind, das heisst, sie stellen Bedeutungen und damit gesellschaftliche Realität her. Betrachtet werden offene und versteckte Aussagen von symbolischer Ordnung, was dazu führt, dass auch aufgedeckt werden kann, was ausgeschlossen wird. Konkret bedeutet das, dass symbolische Ordnungen wie zum Beispiel die Kategorie Frau als sprachliche und somit kulturelle Erfindung auseinander genommen werden, um subtile Machtmechanismen hinter diesen Begriffen zu finden. Es wird versucht, damit verbundene Ausschlüsse aufzudecken. Dekonstruktion meint keine Methode oder Theorie, sondern eher eine kritische Haltung gegenüber Begriffen und Kategorien. (vgl. Degele, 2008, S. 18 – 19)

Die Geschlechterklassifikation ist ein Muster, um soziale Ordnung und Hierarchie herzustellen. Um die Geschlechterklassifikation zu beschreiben, zu analysieren und schlussendlich irritierend aus dem Gleichgewicht zu bringen, eignet sich die Dekonstruktion. Die Dekonstruktion ist ein Verfahren aus dem Theoriekontext des *Poststrukturalismus*, in ihr sind Diskurse immanent wichtig. (Degele, 2008, S. 101) Der Poststrukturalismus wurzelt in der Linguistik und beinhaltet verschiedene, interdisziplinäre subjekt- und hermeneutikkritische Ansätze und ist daher nicht als einheitliche Methodenrichtung zu verstehen. Er entstand in den 60er Jahren in Frankreich. Das poststrukturalistische Interesse richtet sich auf den Prozesscharakter der Sprache. Zwei methodische Richtungen aus dem Poststrukturalismus sind für die dritte Strömung der Gender/Queer Studies wichtig: die Dekonstruktion, deren bedeutendster Vertreter Jacques Derrida ist, und die Diskurstheorie, deren wichtigster Vertreter Michel Foucault ist. (vgl. TU Berlin, 2007, Poststrukturalismus) Degele erläutert, dass der Poststrukturalismus Diskontinuität und Wandel betont und sich damit gegen vorab festgelegte Bedeutungen wendet. In Verbindung damit steht auch ein „prinzipiell entnaturalisierendes Denken“, das davon ausgeht, dass für das Werden von Dingen diskursiv verfasste Zusam-

menhänge verantwortlich sind. Diskurse umfassen eine Menge von Aussagen, die zu einer diskursiven Formation gehören. Sie bilden nicht einfach gesellschaftliche Wirklichkeiten ab, sondern sie schaffen diese erst, weil sie die Wirkung der Aussagen definieren. Diskurse bestehen aus einem System aus sprachlichen und nicht-sprachlichen Elementen und sind mit materiellen Institutionen verbunden, von denen sie nicht losgelöst betrachtet werden können. Degele konstatiert in den Diskursen Verschränkungen von Diskursivem und Physischem, Gesellschaftlichem und Technischem sowie Symbolischem und Materiellem. Dementsprechend sind Diskurse mehr als Symbole, weil sie sich materialisieren. Der Sinn eines Diskurses liegt nicht in seiner Aussage, so Degele, sondern in den Bedingungen, die Diskurse überhaupt ermöglichen. Somit geht es immer um Kontexte als sinnstiftende Komponenten, die sich ausserhalb des sprachlichen Analysegegenstandes befinden. Als neues Verständnis schlägt sich das in der Dekonstruktion als textkritische Praxis nieder. Dekonstruktion geht davon aus, dass in Diskursen durch Normen und Zwänge geprägte Machtverhältnisse zum Ausdruck kommen. Indem sie Dinge benennen oder Ausschlüsse produzieren, rahmen, prägen und steuern Diskurse menschliches Wahrnehmen und Handeln. Obwohl der Konstruktivismus und die Dekonstruktion das Hinterfragen und Verstören des Alltagswissens teilen, gehen beide Verfahren unterschiedlich vor: Der Konstruktivismus rekonstruiert empirisch zu beobachtende Phänomene und die Dekonstruktion konzentriert sich auf die symbolische Ebene von Diskursen und Theorien. Dabei untersucht und dekonstruiert sie soziale Ordnung nicht auf der Ebene gesellschaftlicher Interaktion oder von Strukturzusammenhängen, sondern auf sprachlicher Ebene. (vgl. Degele, 2008, S. 102 – 103)

4.3.1 Diskursanalyse als kritische Rekonstruktion von Machtbeziehungen

Margarete Jäger als eine Vertreterin der Strömung des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus versteht Diskurse als gesellschaftliche Redeweisen, die institutionalisiert sind. Das bedeutet, dass sie gewissen zum Teil veränderbaren Regeln unterliegen und eine Machtwirkung besitzen, wodurch sie menschliches Handeln bestimmen können. Sprache ist dabei das Mittel, mit dem das im sozialen Zusammenhang tätige Subjekt Gegenständen, Ereignissen, Personen, etc. Bedeutung zuweist. Durch die Verkoppelung mit bestimmten Zeichen und Lauten werden diese Bedeutungen im Diskurs geregelt. Jäger beschreibt Diskurse als Fluss von Wissen und sozialen Wissensvorräten durch die Zeit, das weist auf die historische Dimension von Diskursen hin. Diskursanalysen beantworten die Frage, was von wem zu einer bestimmten Zeit gesagt werden konnte und kann – und was nicht sagbar war oder ist. Die Diskursanalyse arbeitet die Machtdimensionen innerhalb der Diskurse heraus. Darum ist sie auch für die Gender/Queer Studies interessant. (vgl. Jäger, 2010, S. 386)

In Gesellschaften, in denen Gleichheit und Freiheit normative Werte sind, müssen die Abwertung von Personengruppen und ihr Ausschluss aus bestimmten Sektoren besonders legitimiert werden, um gesellschaftlich akzeptiert zu sein. Bei solchen Diskursen handelt es sich gewissermassen um Tabudiskurse. So müssen jene, die Vorbehalte gegenüber Personen oder Gruppen äussern wollen, versuchen, das Feld des Sagbaren auszudehnen. Das zeigt, dass die Grenze von Sagbarem und nicht Sagbarem sehr bedeutsam ist. (vgl. Jäger, 2010, S. 386 – 387)

Diskurse widerspiegeln nicht einfach die Wirklichkeit, sondern verfügen über ein Eigenleben und sind nicht weniger materiell als die „echte“ Realität. Diskurse sind gleichzeitig Teil der Realität und anerkennen die Existenz und die Bedeutung anderer Realitäten. Den Diskurs macht aber vor allem seine Produktion von Vorbildern aus, was eng mit Machtwirkungen verbunden ist. Jäger bezeichnet die Diskurstheorie als materialistische Theorie, denn Diskurse können auch als gesellschaftliche „Produktionsmittel“ aufgefasst werden, weil sie Subjekte produzieren und über diese gesellschaftliche Wirklichkeit herstellen. (vgl. Jäger, 2010, S. 387 – 388)

In der Diskursanalyse wird, so Jäger, auf die Konstruktion einer „Identität der Frau“ oder „des Mannes“ verzichtet. Die diskurstheoretische Perspektive verfolgt vielmehr die spezifischen Erlebnis-, Denk- und Verhaltensformen von Frauen und Männern auf ihren realen Ursprung zurück. So zeigen sich die Formungsprozesse dessen, was auf der Erfahrungsebene als „weibliche“ oder „männliche“ Erfahrungen und Kategorien erscheint. Kritik an Unterdrückung und Ausschliessung kann sich so gemäss Jäger anstelle einer generellen Geschlechtsidentität auf konkrete Praktiken berufen, die diese Einschränkungen hervorbrachten. Durch die Einsicht in die Herstellungsprozesse von Machtbeziehungen hat diskurstheoretische Geschlechterforschung die Möglichkeit, Kritik und Widerstand zu formulieren. (vgl. Jäger, 2010, S. 390)

4.3.2 Judith Butlers sprachphilosophischer Blick auf Geschlecht

Die bekannteste und zugleich provokanteste Vertreterin der Strömung der diskurstheoretischen Dekonstruktion ist die US-amerikanische Philosophin Judith Butler. 1991 erschien ihr Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* (Originaltitel: *Gender Trouble. Feminism and the subversion of identity*), welches auch im deutschsprachigen Raum viel Beachtung fand. Gudrun-Axeli Knapp schildert, dass sich gerade die jüngeren theoretisch engagierten Feministinnen angesprochen fühlten von Butlers radikaler Form der dekonstruktiven Kritik der Zweigeschlechtlichkeit. Kritikerinnen befürchteten damals, dass es Vertreterinnen unterschiedlicher Positionen nicht mehr möglich sei, im wissenschaftlichen Gespräch über Frauen mitei-

inander zu reden. Heute, so Knapp, haben sich die Wellen ein Stück weit geglättet. Dazu hat auch Butler selbst beigetragen, indem sie im 1997 erschienenen Nachfolgewerk *Körper von Gewicht* (Originaltitel: *Bodies that matter*) ihre Positionen präzierte und zum Teil revidierte. (vgl. Knapp, 2011, S. 83 – 84)

Die Bedeutung Butlers für die feministische Diskussion ist vor allem darin zu sehen, dass sie radikaler als andere vor ihr das illusionäre Moment feministischer Identitätspolitik zur Sprache gebracht und dass sie den engen normativen Zusammenhang von Sex, Gender und Begehren in den Blick gerückt hat. Die für viele mitreissende Radikalität, mit der Butler wenig explizierte Prämissen feministischer Kritik zur Diskussion stellt, speist sich letztlich aus dem sexualpolitischen Kontext von Erfahrungen der Nicht-Identität, die im wahrsten Sinne des Wortes „queer“ liegen zu Normalitätsunterstellungen, die auch in Teile der feministischen Theoriebildung eingegangen sind. (Knapp, 2011, S. 93)

Butler zu lesen und zu verstehen ist anspruchsvoll, das wird nach wenigen Zeilen klar. Sie führt ihre Lesenden nicht auf lineare Weise durch ihre Texte, sondern in einer der Tradition jüdischer Gelehrsamkeit folgenden rankenden und kreisenden Schreibweise. Butler erschliesst sich ihre eigenen Positionen fast durchgängig über die Auseinandersetzung mit Texten anderer Autorinnen und Autoren. Zudem charakterisiert sich ihr Stil durch ein unausgesetztes Stellen von Fragen, ohne das normative Fundament ihrer Theorie bekannt zu machen. Es überrascht nicht, wenn in Eva von Redeckers Einleitung zum Werk Butlers zu lesen ist, dass Butlers Schreibweise nicht ohne Grund so speziell ist. Mit ihrem besonderen Sprachverständnis will sie den Sinn der Kompliziertheit aufzeigen, der ihrer Meinung nach darin besteht, einen Zusammenhang von (Selbst-)Verständlichkeit und Unterdrückung aufzudecken und zu unterbrechen. Sie sieht in der Alltagssprache die Gefahr, dass Ideologien als *common sense* durchgehen, wie beispielsweise der frühere *common sense*, dass Weisse Sklaven halten oder Frauen kein Stimmrecht haben. Verständlichkeit ist für sie nicht das höchste Mass des Sprachgebrauchs, denn aus *common sense* entsteht nichts Radikales. Der Alltagssprache gegenüber vermutet von Redecker bei Judith Butler also einen Anfangsverdacht. Butler nimmt an, dass auf der Ebene der Formulierungen und des Wortgebrauchs das Denken eingeschränkt wird. Bezeichnungen wie „meine Frau“ oder „mein Mann“ legitimieren beispielsweise ein Besitzdenken, sagen etwas über körperliche Verfügungsgewalt und die Verteilung von Geschlechterrollen aus. Damit stellt sich die Frage, ob das den Benannten nicht bereits Gewalt antut, weil es zeigt, was sein kann – und was nicht. Diese Haltung führt zu Butlers hoher Sprachsensibilität und zu ihrer Hoffnung, durch unkonventionellen Sprachgebrauch Gewalt entgegenwirken zu können. Sprache an und für sich hat für Butler eine „weltschaffende“ Kraft. Butlers Sprachverständnis, das von Redecker als poetisch be-

zeichnet, beinhaltet einerseits die Überzeugung, dass eine andere Welt nicht ohne eine veränderte Sprache möglich ist, und andererseits, dass ein gezielter Spracheinsatz Effekte hervorbringt, die über einen reinen Aussagegehalt hinausweisen. (vgl. von Redecker, 2011, S. 35 – 40)

Aus Butlers grossem Werk, das die Bereiche der geschlechtlichen Identität (Kritik an der Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit; *sex/gender*-Unterscheidung; Performativität von Geschlechtsidentität), die Sprachgewalt, den Status des Subjekts und die Kritik ethischer Gewalt umfasst, wird hier lediglich auf ihre Arbeiten zur geschlechtlichen Identität Bezug genommen. Um den Gedanken der Theoretikerin so gut wie möglich treu zu bleiben und auch ihre bewusst eingesetzte Schreibweise zu veranschaulichen, werden im Folgenden vermehrt wörtliche Zitate eingesetzt.

4.3.3 *Sex, gender* und Begehren als „intelligibles“ Geschlecht

Es ist eine von Butlers zentralen Thesen, die den meisten bisherigen Annahmen in den Gender/Queer Studies diametral entgegentläuft, dass *sex* ebenso wie *gender* gesellschaftlich konstruiert ist:

Schon jetzt ist klar, dass ein Weg, die innere Stabilität und den binären Rahmen für den Begriff des „Geschlechts“ zu sichern, darin bestehen muss, die Dualität der Geschlechter (*sexes*) in ein vordiskursives Feld abzuschieben. Diese Produktion des Geschlechts *als* vordiskursive Gegebenheit muss umgekehrt als Effekt jenes kulturellen Konstruktionsapparats verstanden werden, den der Begriff „Geschlechtsidentität“ (*gender*) bezeichnet. (Butler, 1991, S. 24)

So stellt sich *sex* genauso wie *gender* als durch den Diskurs produziert heraus. Es gibt nichts Natürliches ausserhalb des Diskurses, auf das zurückgegriffen werden könnte. Butler geht davon aus, dass ein Körper gerade durch die Markierung mit der Geschlechtsidentität materialisiert, das heisst verständlich wird. Ein hegemonial kultureller Diskurs, der auf binären Strukturen gründet, legt die Grenzen bei der Wahrnehmung der Geschlechtsidentität fest. (vgl. Butler, 1991, S. 26 – 27) Für die Sprache bedeutet das, dass die zwanghafte Einschränkung in das eingebaut ist, was von ihr „als Vorstellungshorizont möglicher Geschlechtsidentität festgelegt wird“ (Butler, 1991, S. 27). Es handelt sich um eine sogenannte „intelligible“ Geschlechtsidentität, die also nicht durch die Sinne, sondern nur durch die Vernunft wahrnehmbar und verständlich ist. „Intelligible“ Geschlechtsidentitäten weisen einen bestimmten, dauerhaften Zusammenhang zwischen *sex* als anatomischem Geschlecht, *gender* als sozialem Geschlecht und nach Butler zusätzlich dem sexuellen Begehren aus. (vgl. Butler, 1991, S. 38) Dieses normative Ideal von Geschlechtsidentität steht nach von Rede-

cker im Zentrum einer Regulierung der Geschlechterordnung, die Butler als *heterosexuelle Matrix* bezeichnet. Diese heterosexuelle Matrix ist ein Geflecht aus Normen und Kategorien, das ein dominantes kulturelles Deutungsmuster bildet und durch regulierende Effekte die soziale Wirklichkeit beeinflusst. Somit kann die heterosexuelle Matrix als Leitbild des Diskurses verstanden werden. Die heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit reproduziert sich stetig dadurch, dass für *sex*, *gender* und Begehren stillschweigend ein spezifischer Verweisungszusammenhang vorgesehen ist. Ein Mensch mit weiblichem Körper hat eine weibliche soziale Rolle auszufüllen und Männer zu begehren respektive von ihnen begehrt zu werden. Diesen Anordnungen widersprechende und darum „unintelligible“ Identitäten entsprechen nicht dem Ideal und haben darum einen prekären Status. (vgl. von Redecker, 2011, S. 58)

„Intelligible“ Geschlechtsidentitäten sind solche, die in bestimmtem Sinne Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten. Oder anders formuliert: Die Gespenster der Diskontinuität und Inkohärenz, die ihrerseits nur auf dem Hintergrund von existierenden Normen der Kohärenz und Kontinuität denkbar sind, werden ständig von jenen Gesetzen gebannt und zugleich produziert, die versuchen, ursächliche oder expressive Verbindungslinien zwischen dem biologischen Geschlecht, den kulturell konstituierten Geschlechtsidentitäten und dem „Ausdruck“ oder „Effekt“ beider in der Darstellung des sexuellen Begehrens in der Sexualpraxis zu errichten. (Butler, 1991, S. 38)

Butler versteht *sex* und *gender* als regulierende Fiktionen, die für die Festigung und Naturalisierung der Machtsysteme der männlichen sowie auch der heterosexistischen Unterdrückung verantwortlich sind (vgl. Butler, 1991, S. 61). Damit wird klar, dass auch zwischen den „intelligiblen“ Geschlechtsidentitäten keine Gleichheit herrscht und die männliche über der weiblichen Identität steht. Die „unintelligiblen“ Geschlechtsidentitäten werden durch die heterosexuelle Matrix als Abweichungen in die Unsichtbarkeit abgeschoben, wodurch sie sich selbst erhält. „Nur heterosexuelle Männlichkeit und Weiblichkeit bleiben als ‚intelligible Geschlechter‘ übrig und wirken deshalb so ‚natürlich‘, weil die Machtwirkungen, die gerade diese Formationen erzwingen, von ihrer anscheinenden Alternativlosigkeit verschleiert werden“ (von Redecker, 2011, S. 59). Die „intelligiblen“ Geschlechter fungieren nun nicht nur als einzige legitime Geschlechter, sie sind auch die Voraussetzung dafür, dass eine Person überhaupt als solche anerkannt wird. Dies verdeutlicht nochmals Butlers zu Anfang dieses Kapitels festgehaltene Annahme, dass ein Körper erst anerkannt wird, wenn er einer Geschlechtsidentität – und zwar einer „intelligiblen“ – zugeordnet werden kann. Die anderen fallen aus dem Bereich des Menschlichen heraus, so von Redecker. Nach Butler entscheidet

die heterosexuelle Matrix darüber, welche Geschlechtsidentitäten real, also lesbar sind und welche nicht. Das bedeutet aber nicht, dass keine alternativen, „unintelligiblen“ Geschlechtsidentitäten existieren, sondern dass diesen „in allen relevanten gesellschaftlichen Bezügen nicht in der Haltung begegnet wird, die ‚echten Personen‘ wie selbstverständlich zu teil würdige“ (von Redecker, 2011, S. 59). Diese Abweichungen der „unintelligiblen“ Geschlechtsidentitäten erfüllen eine wichtige Aufgabe, indem sie die Regeln bestätigen und das Unmögliche zeigen. (vgl. von Redecker, 2011, S. 59)

4.3.4 Performativität

Ist Widerstand gegen die herrschende Geschlechterordnung oder gar ihre Überwindung möglich? Von Redecker erläutert dazu, dass es nach Butler nötig ist, die Möglichkeiten innerhalb des gegebenen Machtsystems auszuweiten. Widerstand kann nicht von aussen, sondern nur an den inneren Brüchen und Gegenläufigkeiten ansetzen. (vgl. von Redecker, 2011, S. 60)

Es geht um den Versuch, zur Geschlechter-Verwirrung anzustiften. Dabei werden wir uns nicht solcher Strategien bedienen, die ein utopisches Jenseits ausmalen, sondern der Mobilisierung, subversiven Verwirrung und Vervielfältigung gerade jener konstitutiven Kategorien, die versuchen, die Geschlechtsidentität an ihrem Platz zu halten, indem sie in der Pose der fundierenden Illusionen der Identität auftreten. (Butler, 1991, S. 61 – 62)

Butler führt, so von Redecker, eine Neubeschreibung von Geschlecht ein. Sie will damit nicht den Begriff von Geschlecht überwinden. Vielmehr will Butler dem naturalisierenden und binären Geschlechterverständnis mittels Dekonstruktion entgegen treten und damit dem Phänomen Geschlecht gerechter werden als die herkömmlichen Kategorien. (vgl. von Redecker, 2011, S. 61) Butler führt deshalb die Idee des Geschlechts als performativ hervorgebracht ein: „Hinter den Äusserungen der Geschlechtsidentität (*gender*) liegt keine geschlechtlich bestimmte Identität (*gender identity*). Vielmehr wird diese Identität gerade performativ durch diese ‚Äusserungen‘ konstituiert, die angeblich ihr Resultat sind“ (Butler, 1991, S. 49). In ihrem Buch *Körper von Gewicht* führt Butler dies noch genauer aus: „Zunächst einmal darf Performativität nicht als ein einzelner oder absichtsvoller „Akt“ verstanden werden, sondern als die ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt“ (Butler, 1997, S. 22).

Von Redecker beschreibt, dass Butler mit Hilfe der Drag-Analogie veranschaulicht, wie Geschlecht als performativ zu verstehen ist. Die Weiblichkeit inszenierende Drag Queen ist nicht einfach ein Mann in Frauenkleidern, sondern eine Bühnenfigur, die genau demonstriert,

wie Geschlecht in allen Fällen funktioniert: Es wird ein Ideal imitiert, das mit einer Vielzahl von sozialen Normen durchsetzt ist. Weder in der Darstellung der Drag Queen noch in alltäglichen Geschlechterrollen kann das angestrebte Ideal ganz erreicht werden. Durch permanentes Wiederholen werden dennoch genau zwei an den Idealen ausgerichtete Geschlechterstile definiert. Dass diese Geschlechterstile nicht vielfältiger sind, liegt an den von Butler dekonstruierten Geschlechternormen (heterosexuelle Matrix), die Abweichendes tabuisieren und „Richtiges“ normalisieren. Die Normen und Ideale entstammen aber nicht einer fernen Sphäre, sondern werden stets geformt in der Wiederholung. Darum entsteht hier durch eigensinnige und konträre Aneignungen ein Raum für subversive Möglichkeiten. Unter den weiten Begriff von Geschlechter-Parodie fasst Butler beispielsweise auch das Cross-Dressing, was von feministischer Seite her stark kritisiert wurde. Praktiken wie Cross-Dressing werden von diesen Vertreterinnen des Feminismus als frauenfeindliche Karikierung, als Kopie heterosexueller Vorbilder und damit als Verrat an der feministischen Idee gewertet. Butler aber sieht in diesen Situationen vor allem die Verschiebungen und Öffnungen, die durch das Zitieren bestimmter Zeichen in ungewöhnlichen Kontexten entstehen – und dies eben im Inneren dieses Machtfeldes und nicht von aussen. Aus Butlers Sicht, so von Redecker, imitiert Drag Geschlecht und offenbart so die Imitation von Geschlecht an und für sich sowie die Kontingenz der vorherrschenden Formen. (vgl. von Redecker, S. 61 – 62) Für Butler bedeutet darum Geschlechter-Parodie, „dass das Original nichts anderes als eine Parodie der Idee des Natürlichen und Ursprünglichen ist“ (Butler, 1991, S. 58). So untergräbt der imitative Aspekt von Geschlecht den Originalitätsanspruch normalisierter Geschlechter. Die Ableitungsbeziehung von Identität und Ausdruck wird umgekehrt: Die Darstellung der Drag Queen ist offenbar weder der Ausdruck weiblichen sex noch ist der Zusammenhang zu ihrem *gender* klar. Die an den Auftritten entstehende Weiblichkeit generiert sich nicht aus dem Inneren, sondern wird an der Oberfläche mittels Gesten, Akten und Äusserungen hergestellt. Diese werden aufgrund der herrschenden Geschlechternormen als weiblich gelesen und imitieren ihrerseits solche Normen. Somit zeigt sich Geschlecht in zweifacher Hinsicht als performativ hergestellt: Erstens kreieren stilisierte und „aufgeführte“ Akte das Geschlecht. Zweitens ist Geschlecht selbst performativ, weil im Vollzug seiner „Aufführung“ das Phänomen der Geschlechtsidentität entsteht.

Abschliessend kann nochmals verdeutlicht werden, dass es im Bewusstsein des performativen Prozesses nicht mehr notwendig ist, Geschlecht krampfhaft einer von lediglich zwei Möglichkeiten zuzuweisen und anhand ihrer Passgenauigkeit zu beurteilen. (von Redecker, 2011, S. 65) Durch die Dekonstruktion der heteronormativ geprägten Geschlechtsidentität, zusammengesetzt aus *sex*, *gender* und Begehren, zeigt Butler die Möglichkeit auf, „die Kon-

figurationen der Geschlechtsidentität jenseits des einschränkenden Rahmens der maskulinen Herrschaft und der Zwangsheterosexualität zu vervielfältigen“ (Butler, 1991, S. 208).

4.3.5 Kritische Stimmen zu Butlers Werk

Keine andere Vertreterin der Strömung des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus hat im gesamten Feld der Gender/Queer Studies – und weit darüber hinaus – eine so grosse und polarisierende Wirkung wie Judith Butler. Das Ziel ihres besonderen Sprachstils, die Lesenden zum Nachdenken anzuregen, hat Butler angesichts der vielen Autorinnen und Autoren, die begeistert wie kritisch auf ihr Werk Bezug nehmen, offensichtlich erreicht. Rezipiert und kontrovers diskutiert werden vor allem ihre Thesen zur Performativität von Geschlechtsidentität, ihre Kritik an der Heteronormativität, der Zweigeschlechtlichkeit und der *sex/gender*-Unterscheidung. (vgl. von Redecker, 2011, S. 142) Dass ihre radikale Denkart auch radikale Kritik auslöst, soll hier mit ein paar Beispielen veranschaulicht werden.

Carol Hagmann-White, die in den Gender/Queer Studies dem interaktionistischen Konstruktivismus zugeordnet werden kann, äussert ihre Empörung zu Butlers Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* wie folgt:

Prozesse der Konstruktion von Geschlecht werden erst in letzter Zeit, allerdings mit einer bemerkenswerten Verschiebung, diskutiert, wobei das höchst oberflächliche und ärgerliche Buch von Judith Butler als Bezugsschrift dient. In dieser rasch populär gewordenen Diskussion gilt die konstruktivistische Sicht auf das Geschlecht als Verkündung postmoderner Beliebigkeit (...), als handele es sich um einen vergnüglichen Maskenball, worin wir alle nach Lust und Laune einmal Frau, einmal Mann sein können. (Hagmann-White, 1993, S. 69)

Auch die US-amerikanische Philosophin Martha Nussbaum bekundet Mühe mit Butlers Vorschlag der Geschlechter-Parodie und attestiert ihr eine gefährliche Ergebenheit gegenüber den herrschenden Strukturen:

What precisely does Butler offer when she counsels subversion? She tells us to engage in parodic performances, but she warns us that the dream of escaping altogether from the oppressive structures is just a dream: it is within the oppressive structures that we must find little spaces for resistance, and this resistance cannot hope to change the overall situation. And here lies a dangerous quietism. (Nussbaum, 1999, S. 10)

Weiter führt Nussbaum in ihrem spöttisch betitelten Aufsatz *The Professor of Parody* aus, dass ihrer Meinung nach Widerstand keineswegs nur in narzisstischer Selbstdarstellung, sondern auch im Einsatz für andere Leidende geschehen sollte:

Butler suggest to her readers that this sly send-up of the status quo is the only script for resistance that life offers. Well, no. Besides offering many other ways to be human in one's personal life, beyond traditional norms of domination and subservience, life also offers many scripts for resistance that do not focus narcissistically on personal self-presentation. Such scripts involve feminists (and others, of course) in building laws and institutions, without much concern for how a woman displays her own body and its gendered nature: in short, they involve working for others who are suffering. (Nussbaum, 1999, S. 13)

Im Rahmen eines Interviews, welches Hannelore Bublitz, selber Vertreterin der Strömung des diskurstheoretischen Konstruktivismus, mit Judith Butler führt, fragt Bublitz nach der Möglichkeit, die materialisierenden Wirkungen von Normen aufzuheben:

Hannelore Bublitz: „Wenn es jenseits des Sagbaren etwas gibt, was in der Beziehung zu anderen und zu sich selbst nicht gesagt werden und nicht auf die Ordnung des Diskurses reduziert werden kann, wie kann es Akte der Resignifikation geben, um es auszudrücken?“

Judith Butler: „Ich denke, man kann so sprechen, dass das Schweigen ausgedrückt werden kann“ (Bublitz, 2010, S. 149).

Dieses Beispiel zeigt, dass die vielstimmige Kritik, Butler gebe keine konkreten Umsetzungsvorschläge für ihre abstrakten Gedanken zur Verschiebung der Geschlechternormen und zur Vervielfältigung der Geschlechtsidentitäten, durchaus berechtigt ist. Sicher aber ermöglicht Butler „einen begrifflichen Raum zu öffnen, der Veränderungen zu denken erlaubt, ohne auf die Fiktion eines souveränen (Sprach-)Subjekts zurückgreifen zu müssen“ (Knapp, 2011, S. 93).

4.3.6 Beantwortung der leitenden Fragestellungen im Rahmen des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus

In der Strömung des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus wird Geschlecht als Kategorie abgelehnt. Die Geschlechtsidentitäten „Frau“ respektive „Mann“ werden dekonstruiert und die Entfaltung vielfältiger, „querer“ Geschlechtsidentitäten wird als Widerstandsmöglichkeit gegen die herrschenden normativen Gesellschaftsstrukturen ausgewiesen. Als Medium dient nicht wie in der ersten und zweiten Strömung der Gender/Queer Studies das empirisch Beobachtbare, sondern die Sprache. Vertreterinnen und Vertreter des diskurstheoretischen

Dekonstruktivismus interessieren sich dafür, wann welche Begriffe verwendet werden – und wann nicht, sowie für die Herstellung von Normen und Selbstverständlichkeiten durch hegemonale Denksysteme. Hier wird deutlich, dass die erste und zweite Strömung den Sozialwissenschaften entstammen – und darum ein anderes Erkenntnisinteresse haben – und die dritte Strömung den Geisteswissenschaften, vor allem der Philosophie und den Literaturwissenschaften. Während sich die Vertreterinnen und Vertreter der ersten und zweiten Strömung mit konkreten, historisch gewachsenen gesellschaftlichen Strukturen befassen, bewegen sich die Vertreterinnen und Vertreter der dritten Strömung auf einem abstrakteren Niveau. Wie kann Soziale Arbeit als Frauenberuf auf sprachlicher Ebene gedeutet werden?

Was sagt die Bezeichnung Frauenberuf über die Soziale Arbeit aus?

Ganz im Sinne der Strömung des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus geht es nun nicht um das empirisch Ersichtliche, sondern darum, was es sprachlich bedeutet, wenn Soziale Arbeit als Frauenberuf benannt wird. Dafür wird die quantitativ messbare Tatsache, dass Soziale Arbeit ein Frauenberuf ist, vorerst in den Hintergrund gerückt.

Enthält die Aussage „Soziale Arbeit als Frauenberuf“ eine performative Wirkung? Noch während diese Frage gestellt und gelesen wird, (re)produziert sie Soziale Arbeit *als* Frauenberuf. Damit zeigt sich der in Kapitel 4.3.4 beschriebene Mechanismus: Der Diskurs erzeugt durch die ständig wiederholende und zitierende Praxis die Wirkung, die er benennt. In den Gender/Queer Studies ist die Auseinandersetzung mit den Kategorien Frauen und Männer paradox, weil sie dazu beiträgt, die Geschlechterdichotomie aufrechtzuerhalten, die kritisiert wird. Genauso konstitutiv ist die fortwährende sprachliche Benennung von Sozialer Arbeit *als* Frauenberuf, weil Soziale Arbeit dadurch permanent als Frauenberuf wiederhergestellt und gefestigt wird. Jeder Text, der sich in irgendeiner Form mit der Sozialen Arbeit als Frauenberuf befasst, stellt Soziale Arbeit performativ als Frauenberuf her. Auch diese Master-Thesis leistet ihren Beitrag dazu.

Aus sprachpolitischer Sicht ist es problematisch, Soziale Arbeit als Frauenberuf zu bezeichnen, weil a) diese Praxis suggeriert, dass Frauen qua Geschlecht dafür besser geeignet sind als Männer, b) sie Soziale Arbeit als Beruf festsetzt und damit alle Bestrebungen, als Profession anerkannt zu werden, ins Leere laufen lässt und c) sich das geringe gesellschaftliche Prestige der Sozialen Arbeit und die durch die heterosexuelle Matrix dem Mann untergeordnete gesellschaftliche Stellung der Frau fortwährend gegenseitig bedingen.

Es ist fraglich, ob es legitim ist, im folgenden Abschnitt einer beruflichen Tätigkeit eine Geschlechtsidentität zuzuweisen und dann so zu verfahren, als ob sie eine Person wäre. Aber

dieser Schritt ermöglicht es, Soziale Arbeit als Frauenberuf nochmals auf eine andere Weise zu betrachten und auseinanderzuidividieren. Die Dekonstruktion der Geschlechtsidentität nach Butler wird hier modellhaft angewendet: Wenn der *Frauenberuf* sozusagen als „weibliche Geschlechtsidentität“ der Sozialen Arbeit dekonstruiert wird, kann festgestellt werden, dass sich diese „weibliche Geschlechtsidentität“ in drei einzelne Bestandteile zerlegen lässt, die zueinander in Beziehung stehen: Erstens der quantitativ höhere Anteil von Frauen gegenüber Männern unter den Beschäftigten, zweitens der Umstand, dass Soziale Arbeit als für Frauen besonders geeignete Tätigkeit erachtet wird und drittens die Entscheidung von mehr Frauen als Männern für das Berufsfeld der Sozialen Arbeit. Der quantitativ höhere Frauenanteil kann als *sex* verstanden werden, die besondere Eignung von Frauen als *gender* und die Berufswahl von mehr Frauen als Männer als Begehren. Es ist der Diskurs, der aussagt, dass Frauen besser für Tätigkeiten in der Sozialen Arbeit geeignet sind als Männer, was den höheren Frauenanteil bedingt und zur gesellschaftlichen Erwartung beiträgt, dass mehr Frauen als Männer Berufe in der Sozialen Arbeit ergreifen. Die heterosexuelle Matrix erhält diese Struktur fortwährend am Leben und die fortwährende Struktur der „weiblichen Identität“ der Sozialen Arbeit bestätigt ihrerseits die heterosexuelle Matrix. Die butlersche These der Performativität von Geschlecht und die darin enthaltenen subversiven Möglichkeiten zeigen nun auf, dass durch eine subversive Veränderung von *gender* – also hier der diskursiv hervorgebrachten besonderen Eignung von Frauen für das Berufsfeld der Sozialen Arbeit – vielfältige Geschlechtsidentitäten hergestellt werden können, die durch die ständige Wiederholung und Zitierung die herrschenden Normen verwirren und mit der Zeit auch verändern können. Solche subversiven Möglichkeiten können Texte, Vorträge oder Unterrichtseinheiten darüber sein, warum Frauen nicht per se geeignet sind für die Soziale Arbeit und warum Männer genauso geeignet sein können.

Was verschweigt die Bezeichnung Frauenberuf über die Soziale Arbeit?

Die diskursive Bezeichnung der Sozialen Arbeit als Frauenberuf verschweigt, dass es eine anspruchsvolle, anstrengende Tätigkeit ist, die einen seelisch und je nach konkretem Berufsfeld auch körperlich ermüdet. Der Diskurs sagt, dass Frauenberufe nicht anstrengend sind, ja nicht anstrengend sein können, da Frauen diese Arbeit sonst gar nicht verrichten könnten.

Ebenfalls wird verschwiegen, warum die Soziale Arbeit auch für „Nicht-Frauen“ interessant, herausfordernd und als berufliche Tätigkeit geeignet ist. Männer, die es als sinnvolle berufliche Tätigkeit erachten, Menschen eine tragfähige professionelle Beziehung anzubieten und sie in konkreten Alltagssituationen zu begleiten und zu unterstützen riskieren, durch den gesellschaftlichen Diskurs als „unmännlich“ abgewertet zu werden.

Die durch Männer geprägte Entstehungsgeschichte der Sozialpädagogik (siehe Kapitel 2.2.3 und 2.2.4) als Teil der Sozialen Arbeit findet in den meisten Texten zur Entstehung der Sozialen Arbeit keine Erwähnung. Oft wird zur Veranschaulichung der Entstehung der Sozialen Arbeit als Frauenberuf lediglich auf das grosse Engagement der Frauen innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegungen für die Sozialarbeit hingewiesen. Damit wird die männliche Pionierarbeit im Berufsfeld Soziale Arbeit verschwiegen.

Die Strömung des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus ermöglicht es, Soziale Arbeit als Frauenberuf auf eine andere, abstrakte Weise zu betrachten. Die Überlegungen auf der sprachlichen Ebene führen zu Erkenntnissen darüber, welchen Umständen der Diskurs eine Bedeutung beimisst und welchen nicht. Das erweitert die bisherigen Denkräume und Reflexionsmöglichkeiten.

Weitere Gedanken im Rahmen des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus in Bezug auf die Soziale Arbeit

Einerseits ist die Soziale Arbeit darauf spezialisiert, sich mit „Abweichenden“ zu befassen, andererseits sieht sie sich mit dem gesellschaftlichen Auftrag konfrontiert, die „Abweichenden“ wieder in die Strukturen und Normen der Gesellschaft einzupassen. So leistet auch sie stetig einen performativen Beitrag an die Aufrechterhaltung der gültigen Normen, seien es Geschlechternormen oder andere. Im Sinne erweiterter Denkräume und Reflexionsmöglichkeiten wäre es interessant, darüber nachzudenken, welchen Beitrag die Soziale Arbeit zur Verschiebung jener Normen leisten könnte, an denen viele ihrer Adressatinnen und Adressaten gescheitert oder erkrankt sind.

Dass dies gerade in Bezug auf die Zweigeschlechtlichkeit sehr schwierig ist, zeigt sich in dieser Master-Thesis sehr gut. Auch wenn die Denkräume im Kopf dafür vorhanden sind, so fehlt es doch an Mut, Kreativität und auch an den sprachlichen Möglichkeiten, so zu formulieren, dass Menschen, die sich einer normativ entgrenzten Geschlechtsidentität zugehörig fühlen, auch angesprochen werden.

4.4 Zusammenfassend und ausblickend

Die drei beschriebenen Strömungen der Gender/Queer Studies teilen die Kritik an den gegenwärtigen Geschlechterverhältnissen und sehen diese weder als naturgegeben noch als unveränderbar an. Die Thematisierung von Geschlecht wird aber in den einzelnen Strömungen unterschiedlich angegangen. Heute existieren diese Strömungen nebeneinander und beeinflussen und ergänzen sich gegenseitig. In ihrer Entstehung können der interaktionistische Konstruktivismus und die diskurstheoretische Dekonstruktion auch als Kritik und Wei-

terentwicklung der strukturorientierten Gesellschaftskritik gesehen werden. Der Kreis schliesst sich im Folgenden, wenn nun einige aktuelle Kritikpunkte der strukturorientierten Gesellschaftskritik an den anderen beiden Strömungen aufgezeigt werden.

In der Strömung der strukturorientierten Gesellschaftskritik wird Geschlecht als Strukturkategorie behandelt. Sie entscheidet darüber, welche Möglichkeiten einer Person offenstehen und welche ihr verwehrt bleiben. Innerhalb des interaktionistischen Konstruktivismus wird, so Degele, die Strukturkategorie allerdings aufgehoben und in eine Prozesskategorie umgewandelt. Es interessiert dabei, wie Geschlecht in der Interaktion entsteht. Vertreterinnen und Vertreter der strukturorientierten Gesellschaftskritik monieren, dass neben der Interaktion auch noch andere gesellschaftliche Kontexte Geschlechterzuschreibungen und Geschlechternormen entwickeln. Fragen nach Interessen, Macht und Herrschaft bleiben ausgeblendet und es entsteht der Eindruck, dass sich Vertreterinnen und Vertreter des interaktionistischen Konstruktivismus in einem politisch und normativ luftleeren Raum befinden. Warum-Fragen werden ausgeklammert und Ursachenforschung wird verweigert. Das kann zu Denkverboten und Selbstbeschränkungen führen. (vgl. Degele, 2008, S. 99 – 100) In eine ähnliche Richtung geht die Kritik an der diskurstheoretisch dekonstruktivistischen Denkweise. Ihr mangelt es aus strukturtheoretisch gesellschaftskritischer Sicht an gesellschaftstheoretischer und empirischer Fundierung. Ebenfalls wird befunden, dass es ohne Geschlecht als Strukturkategorie nicht möglich ist, gesellschaftliche Ungleichheiten zu benennen und zu begründen. (vgl. Degele, 2008, S. 66) Geschlecht wird innerhalb des diskurstheoretischen Dekonstruktivismus lediglich als „Bewusstseinsphänomen“ verstanden. Wenn Unterdrückungsverhältnisse mit ahistorischen Denkmustern beziehungsweise Sprache begründet werden statt mit Gesellschaftsstrukturen, dann besteht die Gefahr, gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge wie etwa den Kapitalismus aus den Augen zu verlieren. (vgl. Degele, 2008, S. 112) Trotz aller Voreingenommenheit gegenüber der sprachphilosophisch geprägten Strömung der diskurstheoretischen Dekonstruktion wird ihr aus Sicht der beiden soziologisch geprägten Strömungen zugute gehalten, dass das radikale Infragestellen aller Fundierungen zu einer erhöhten Reflexion beiträgt. Einerseits betrifft das die eigene in normative Strukturen verstrickte Position und andererseits die verwendeten Kategorien. (vgl. Knapp, 2011, S. 95)

An den in allen drei Strömungen kritisierten – von der dritten Strömung aber komplett verworfenen – theoretisch naiv gewordenen Kategorien „Frauen“ und „Männer“ wird nicht nur in der Politik, sondern auch in der empirischen Praxis festgehalten. Eine kategorielose oder -leere Wissenschaft ist aus soziologischer Sicht nicht praktikabel, da ohne Kategorien die Welt nicht beschrieben werden kann. Allerdings wird „Frau“ oder „Mann“ heute als *einende* statt *vereinheitlichende* Kategorie verstanden. (vgl. Degele, 2008, S. 114 – 115)

In diesem Kapitel wurde versucht, Fragen zur Entstehung, Aufrechterhaltung und Auswirkung der Sozialen Arbeit als Frauenberuf zu beantworten. Im letzten Kapitel wird nun der Frage nachgegangen, welche Bedingungen nötig sind, um in der Sozialen Arbeit eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse herbeizuführen. Dazu dienen wiederum die Erkenntnisse aus den Gender/Queer Studies, die in Kapitel 4 erarbeitet wurden.

5 Schlussfolgerungen

In den Kapiteln 4.1.4, 4.2.7 und 4.3.6 wurde aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, was es für die Soziale Arbeit bedeutet, eine weiblich konnotierte professionelle Tätigkeit zu sein: Der Beruf genießt ein vergleichsweise geringes gesellschaftliches Ansehen und bekundet erhebliche Mühe, sich als Profession zu etablieren. Frauen werden gesellschaftlich abgewertet, indem sie nicht wegen ihrer guten Ausbildung, sondern lediglich wegen ihres biologischen Geschlechts für diese Tätigkeit als geeignet erscheinen. Männer werden dagegen abgewertet, weil sie in einem Beruf unter ihrem eigenen Geschlechtsstatus tätig sind. Personen, die sich weder den Frauen noch den Männern zugehörig fühlen, werden diskriminiert, weil die Struktur der Sozialen Arbeit als Frauenberuf mit dem impliziten Verweis auf die fehlenden Männer keinen Platz für sie bereit hält. Den Männern steht der Weg in die Führungspositionen offen, nicht weil sie besonders gut dafür ausgebildet sind, sondern wegen ihres biologischen Geschlechts. Frauen müssen mehr leisten, um in Führungspositionen zu gelangen – und machen es sich nicht zuletzt gegenseitig noch schwerer. Wie müsste also Geschlecht verstanden und gelebt werden, damit es innerhalb der Sozialen Arbeit als professionalisiertem Tätigkeitsfeld keine benachteiligenden, bevorzugenden oder ausgrenzenden Wirkungen mehr hat? Welche Erkenntnisse aus den Gender/Queer Studies können dazu beitragen, die gegebenen Geschlechterverhältnisse zu verändern? Diesen Fragen wird im Folgenden auf der individuellen Ebene der Professionellen, auf der Ebene der Organisationen innerhalb der Sozialen Arbeit und auf der gesellschaftlichen Ebene nachgegangen. Jede Ebene wird aus Sicht aller drei Strömungen der Gender/Queer Studies beleuchtet.

5.1 Ebene der Individuen

Welche Bedingungen auf der Ebene der Individuen begünstigen eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit?

Auf der Ebene der Individuen etwas zu bewegen, ist in Bezug auf eine De-Institutionalisierung herrschender Geschlechterverhältnisse anspruchsvoll. Jede Person hat eine „intelligible“ oder aber eine „unintelligible“ Geschlechtsidentität und ist darum in jedem Fall von der Thematik betroffen. Die persönliche Betroffenheit erhöht die Verletzungsgefahr auf der Gefühlsebene enorm. Der gesellschaftliche Diskurs über die Geschlechterverhältnisse und über die (neuen?) Geschlechterrollen ist omnipräsent, was dazu führt, dass die ständige Konfrontation mit dem Thema bei vielen eine Abwehrreaktion auslöst. Darum sind die Voraussetzungen auf dieser Ebene schwierig.

5.1.1 Strukturorientierte Gesellschaftskritik

Die Strömung der strukturorientierten Gesellschaftskritik befasst sich mit der gesellschaftlichen Makroebene. Aus ihrer Sicht kann darum wenig zu den Bedingungen auf der Ebene der Individuen gesagt werden. Einen Hinweis gibt es dennoch: Die Professionellen der Sozialen Arbeit müssen die Verschleierungen durch die rhetorische Modernisierung auf der individuellen Ebene erkennen können und geschlechtsspezifische strukturelle Benachteiligungen ansprechen. Nur so können sie auch auf institutioneller Ebene erkannt und verändert werden.

5.1.2 Interaktionistischer Konstruktivismus

Die Geschlechterdifferenz zeigt sich innerhalb der Sozialen Arbeit entlang der horizontalen Segregation. Dem wirkt eine flache Hierarchie entgegen. Diese kann etabliert werden, indem die Basisarbeit mit der Verantwortung für betriebliche Prozesse wie Qualitätssicherung, Wirkungsmessung, Effizienz- und Effektivitätssteigerung verbunden wird. Das macht die Arbeitsplätze der Sozialen Arbeit attraktiver und die Arbeitnehmenden durch die Verantwortung und das Denken auf zwei verschiedenen Ebenen in ihren Handlungsmöglichkeiten flexibler. Durch diese Personalunion der weiblich und der männlich konnotierten Bereichszuständigkeiten wird die Tätigkeit in der Sozialen Arbeit auf geschlechtsneutrale Weise neu konstruiert, ohne dabei ein Geschlecht abzuwerten. Das schafft Berührungspunkte zwischen der adressatinnen- und adressatennahen Basisarbeit und der basisfernen Auseinandersetzung mit den Steuerungselementen des durch die Politik eingeführten New Public Managements. Dadurch entsteht die Möglichkeit, diese Steuerungselemente nicht nur für im Rahmen neoliberaler Sparmassnahmen notwendiger quantitativer Qualitätsnachweise einzusetzen, sondern sie auch dergestalt umzuarbeiten, dass sie die qualitative Qualitätssicherung und Qualitätssteigerung fördern, die neben der Politik vor allem den Adressatinnen und Adressaten zugute kommen.

5.1.3 Diskurstheoretischer Dekonstruktivismus

Judith Butler als wichtige Vertreterin dieser Strömung sieht davon ab, handfeste Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Dies kann als logische Konsequenz ihrer kritischen Haltung gegenüber (Geschlechter-)Normen verstanden werden. Darum ist es schwierig, Butlers Ansatz konkret in die Soziale Arbeit umzusetzen. Es soll hier trotzdem versucht werden. Männer an der Basis der Sozialen Arbeit, die es als selbstverständlich erachten, professionelle zwischenmenschliche Beziehung als Grundlage ihrer Arbeit zu sehen, im konkreten Eingreifen in den Alltag der Adressatinnen und Adressaten Lernsituationen zu schaffen, durch bewusste Ko-Produktion der Wissensasymmetrie zwischen Adressatinnen und Adressaten und Professionellen entgegenzuwirken und sich als professionelles Subjekt den Adressatinnen und

Adressaten als Gegenüber anzubieten, können im Sinne der Performativität eine Bedeutungsverschiebung bewirken. Dies kann Vorbildcharakter für die Gesellschaft haben, vor allem dann, wenn die Männer ihre Haltung im berufspolitischen Sinne auch öffentlich vertreten. Somit könnte aus einer anderen Perspektive betrachtet auch dem Vorwurf entgegengewirkt werden, dem Männer (nicht nur) in der Sozialen Arbeit ausgesetzt sind, dass sie Positionen favorisieren, in denen sachliche (also nicht beziehungsorientierte) Arbeit im Vordergrund steht, in der sie nicht in den Alltag der Adressatinnen und Adressaten involviert sind und somit auf einer objektiven Ebene wirken können und in denen sie über ein Machtpotential gegenüber den Adressatinnen und Adressaten, aber auch gegenüber unterstellten Mitarbeitenden verfügen.

Frauen dagegen können zu Bedeutungsverschiebungen beitragen, indem sie aktiv Aufgaben anstreben, die die Qualitätssicherung, die Wirkungsmessung, Effizienz- und Effektivitätssteigerung und das Eingebunden-sein der Sozialen Arbeit in staatliche Strategien des New Public Managements mit sich bringen.

Dadurch ergeben sich Sprechakte im Alltag, zum Beispiel in Teamsitzungen, die vom stereotypen Zusammenhang zwischen den Geschlechtern und den ihnen gesellschaftlich zugewiesenen Arbeiten abweichen und Potential für Verschiebungen der Geschlechternormen bieten.

Hier kann die zweite Strömung mit der dritten verknüpft werden: Da die Arbeitssegregation Geschlecht herstellt, kann davon ausgegangen werden, dass sich eine Verwässerung der Arbeitssegregation auch im butlerschen Sinne auf den Körpern einschreibt und es so zu einer Verschiebung der Geschlechternormen und dadurch zu einer Vervielfältigung von legitim lebbaren Geschlechtsidentitäten kommen kann.

Performative Akte, die durch Männer initiiert werden, dürften einen grösseren Effekt haben als solche von Frauen. Frauen überschreiten – sei es auf dem Arbeitsmarkt oder in anderen Lebensbereichen – häufiger die Grenze zum gegengeschlechtlichen Bereich, als Männer dies tun. Es kann darum davon ausgegangen werden, dass oben beschriebene performative Akte von Männern in der Sozialen Arbeit mehr „auffallen“ und zum steten Zitieren anregen als solche von Frauen.

5.2 Ebene der Organisationen

Welche Bedingungen auf der Ebene der Organisationen begünstigen eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit?

Die organisationale Ebene bietet formale Möglichkeiten, die herrschenden Geschlechterverhältnisse zu de-institutionalisieren. Innerhalb von Organisationen können aber auch Geschlechterdifferenzen und -ungerechtigkeiten in den Strukturen eingelassen sein. Diese gilt es aufzuspüren und aufzuheben.

An dieser Stelle wird darauf hingewiesen, dass das *Gender Mainstreaming* als politisches Leitkonzept in dieser Master-Thesis nicht explizit thematisiert wird. Das Analysieren der Chancen und Gefahren dieses Konzeptes überschreitet die Möglichkeiten der vorliegenden Master-Thesis. Gerade auf der organisationalen Ebene werden aber Lösungsansätze präsentiert, die auch innerhalb des Gender-Mainstreaming-Konzeptes ihren Platz haben.

5.2.1 Strukturorientierte Gesellschaftskritik

Aus Sicht der strukturorientierten Gesellschaftskritik liegen die Möglichkeiten der einzelnen Organisationen innerhalb der Sozialen Arbeit darin, allen Arbeitnehmenden unabhängig ihres Geschlechts die gleichen Strukturen und Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Eine Organisation hat die Möglichkeit, die Gleichberechtigung aller Geschlechter einerseits zu einer einklagbaren Norm zu machen und andererseits an ihre Arbeitnehmenden die Aufforderung zu richten, an der Umsetzung der Gleichberechtigung aktiv mitzuarbeiten. Im Sinne einer flachen Hierarchie (siehe Kapitel 5.1.2) wäre es wirkungsvoll, in jedem Team mehrere verschiedengeschlechtliche Gleichstellungsbeauftragte zu haben, deren Aufgabe es ist, auf vergeschlechtlichte Strukturen aufmerksam zu machen und die Einhaltung der Gleichstellungsnormen zu reklamieren. So kann die Geschlechterfrage weder als Frauensache noch als einfache Managementaufgabe abgetan werden.

5.2.2 Interaktionistischer Konstruktivismus

Ungleiche Geschlechterverhältnisse im Sinne der vertikalen Geschlechtersegregation entstehen auch in der Interaktion. Um dem entgegenzuwirken, ist ein hoch formalisiertes Personalmanagement nötig, in dem vom Geschlecht unabhängige Kriterien über das Eintreten und Aufsteigen innerhalb der Organisation bestimmen. Geschlechtergerechte Arbeitsbedingungen müssen als Selbstverständlichkeit gelten. In der Entlohnung ist das gegeben, wenn sie nach den Richtlinien des Berufsverbandes erfolgt und aufgrund der Ausbildung und der (Berufs-)Erfahrung festgelegt wird. Durch Familienarbeit verursachte Lücken in der Berufsausübung müssen ebenfalls als Erfahrung angerechnet werden. Formale, geschlechtsunabhän-

gige Regelungen der Aufstiegsmöglichkeiten und der Finanzierungsbeteiligung an Weiterbildungen führen zu einer vom Geschlecht unabhängigen Förderung der Mitarbeitenden.

5.2.3 Diskurstheoretischer Dekonstruktivismus

Frauen sind in den Organisationen der Sozialen Arbeit übervertreten, dagegen wird vielerorts das Fehlen von Männern beklagt. Männer werden darum speziell umworben, um in die Soziale Arbeit einzusteigen, meistens mit der Begründung, dass die männlichen Adressaten ein männliches Gegenüber benötigen. Auf der Ebene der Organisationen werden Männer als Arbeitnehmer darum oftmals bevorzugt behandelt. Das bedeutet eine Idealisierung des „Männlichen“, ohne genau auszuweisen, warum Adressaten männliche Professionelle brauchen – und über welche Qualifikationen diese männlichen Professionellen verfügen müssen, um den Adressaten ein „gutes“ Gegenüber zu sein. Mit der Annahme, männliche Professionelle eignen sich besonders gut für die Arbeit mit Adressaten – und Adressaten bräuchten für eine erfolgreiche persönliche Entwicklung männliche Professionelle – werden Ausschlüsse produziert: Adressatinnen benötigen demnach für eine gute Entwicklung kein männliches Gegenüber, wenngleich auch sie in ihrem privaten und schulischen Umfeld bis dahin vermehrt durch Frauen begleitet wurden. Männliche Professionelle werden dadurch als Experten für die Adressaten ausgewiesen, weibliche Professionelle als Expertinnen für Adressatinnen. Mit diesem Verständnis von Expertise wird die Geschlechterdichotomie innerhalb der Organisationen der Sozialen Arbeit fortgeschrieben. Organisationen haben die Möglichkeit, ihre Stellenprofile bewusst nach anderen, geschlechtsneutralen Kriterien zu gestalten. Ein Merkmal von Professionalität soll nicht die eigene Geschlechtszugehörigkeit sein, sondern eine erhöhte Geschlechtersensibilität. Dadurch werden weder Professionelle mit „intelligibler“ noch mit „unintelligibler“ Geschlechtsidentität ausgeschlossen. Und auch auf der Ebene ihrer Zielgruppen sollte dadurch allen Geschlechtsidentitäten entsprochen werden.

5.3 Ebene der Gesellschaft

Welche Bedingungen auf der Ebene der Gesellschaft begünstigen eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit?

Veränderungen auf der gesellschaftlichen Ebene, zum Beispiel in Bezug auf politische Strömungen, neue Problemfelder, andere Kommunikationsgewohnheiten, etc. prägen die Soziale Arbeit unmittelbar. Umgekehrt kann die Soziale Arbeit als Teil der Gesellschaft diese auch beeinflussen.

5.3.1 Strukturorientierte Gesellschaftskritik

Im Kapitel 4.1.4 konnte der enge Zusammenhang zwischen dem geringen gesellschaftlichen Ansehen der Versorgungs- oder Reproduktionsarbeit und dem ebenfalls geringen gesellschaftlichen Ansehen der Sozialen Arbeit aufgezeigt werden. Würde es durch gesellschaftliche Prozesse gelingen, den Status der Versorgungsarbeit zu erhöhen, dann könnte auch die Soziale Arbeit davon profitieren. Allerdings ist im Moment weder die Politik noch die Wirtschaft daran interessiert, die Versorgungsarbeit aufzuwerten. Die Politik und die Wirtschaft gehen nach wie vor vom modernisierten Alleinernährer-Modell aus und unterstützen dadurch die Frauen kaum in der Berufsarbeit und noch viel weniger die Männer in der Versorgungsarbeit. Hier aber hat die Soziale Arbeit der Gesellschaft etwas anzubieten: In Form von Teilzeitstellen für Frauen *und* Männer kann sie einen Beitrag zu einer geschlechterparitätischen Teilung der Produktions- und der Reproduktionsarbeit leisten. Die Soziale Arbeit kann den Frauen und Männern trotz Teilzeitstellen anspruchsvolle und interessante berufliche Perspektiven bieten, die durch das Übernehmen der Hälfte der familiären Versorgungsarbeit nicht verhindert werden. Damit kann sich die Soziale Arbeit als für die veränderten Familienbedürfnisse ideale professionelle Tätigkeit im Feld der Berufe positionieren – und bestenfalls Vorbildcharakter für andere Berufe haben. Das kann zu einer gesellschaftlichen Aufwertung der Versorgungsarbeit führen, was wiederum einen positiven Einfluss auf den gesellschaftlichen Status der Sozialen Arbeit haben kann.

5.3.2 Interaktionistischer Konstruktivismus

Die Strömung des interaktionistischen Konstruktivismus ist auf der Mikroebene, der Ebene der zwischenmenschlichen Interaktionen, zu verorten. Darum kann aus dieser Perspektive wenig in Bezug auf die gesellschaftliche Ebene ausgesagt werden. Nochmals darauf hingewiesen werden kann, dass die Vertreterinnen und Vertreter dieser Strömung davon ausgehen, dass durch menschliche Interaktion gesellschaftliche Wirklichkeit hergestellt wird. Das unterstützt die Vermutung der Wirkmächtigkeit der unter Kapitel 5.3.1 genannten Möglichkeiten in der Sozialen Arbeit, das gesellschaftliche Ansehen der Versorgungsarbeit aufzuwerten.

5.3.3 Diskurstheoretischer Dekonstruktivismus

Die Soziale Arbeit hat die Möglichkeit, sich in den gesellschaftlichen Diskurs über die Vorstellung der Inhalte der Sozialen Arbeit einzumischen. Sie kann, beispielsweise vertreten durch den Berufsverband oder die Fachhochschulen, Aufklärungsarbeit über das vermeintlich „hausfrauenähnliche“ Berufsprofil leisten, indem sie ihre anspruchsvollen Aufgaben auf geschlechtsneutrale Art transparent macht – ohne dabei die weiblich konnotierten Seiten abzuwerten oder die männlich konnotierten zu heroisieren. Das ist allerdings eine Gratwan-

derung, denn keinesfalls dürfen Adressatinnen- oder Adressatengruppen, die diese anspruchsvollen Aufgaben verursachen, abgewertet werden. Ebenfalls in den Diskurs einbringen sollte die Soziale Arbeit ein Bewusstsein dafür, dass sich ihre Angebote nicht nur an Randgruppen richten, sondern dass sich die Situation aller Mitglieder dieser Gesellschaft jederzeit so ändern könnte, dass sie auf Angebote der Sozialen Arbeit angewiesen sind. Dieser Umstand unterstreicht den Anspruch auf ein höheres gesellschaftliches Ansehen und kann nicht allein in der Verantwortung des weiblichen Teils der Gesellschaft liegen.

5.4 Zusammenfassend und ausblickend

Eine De-Institutionalisierung der herrschenden Geschlechterverhältnisse auf der Ebene der Individuen kann nur als Gemeinschaftsprojekt der Geschlechter angegangen werden. In weiblichem oder männlichem Alleingang kann lediglich Sensibilisierungsarbeit geleistet werden. Dabei muss allerdings auf die latente Gefahr hingewiesen werden, die heteronormativen Geschlechterverhältnisse dadurch lediglich zu stabilisieren, statt sie zu verwirren. Bereits eingangs des Unterkapitels 5.1 wurde auf die Schwierigkeit der persönlichen Involviertheit in die Geschlechterthematik und die dadurch gesteigerte Verletzungsgefahr auf der Gefühls-ebene hingewiesen. Die in Kapitel 4.1.3 erläuterte rhetorische Modernisierung erschwert das Sprechen über ungleiche Geschlechterverhältnisse. Zusätzlich hemmend ist, dass aus Sicht der benachteiligten Frauen die Männer dem bevorzugten Kollektiv angehören und darum dem Generalverdacht der Vorzugsbehandlung unterstellt sind. Andererseits besteht die Möglichkeit, dass Männer in stereotype, männlich konnotierte Rollen gedrängt werden, die sie in der Sozialen Arbeit gerade nicht übernehmen wollen. Das ist keine einfache Basis für einen partnerschaftlichen Dialog. Dennoch muss er stattfinden. An Professionelle der Sozialen Arbeit kann der Anspruch gestellt werden, über das nötige Vermögen der Selbstreflexion zu verfügen, um die persönliche Haltung gegenüber anderen Geschlechtern und das Ausfüllen der eigenen Geschlechterrolle kritisch zu hinterfragen. So muss es möglich sein, die Geschlechterthematik nicht aus der Sicht persönlicher Involviertheit, sondern aus professioneller Distanz anzugehen und als Fachthema zu bearbeiten.

Organisationen der Sozialen Arbeit haben die Möglichkeit, Strukturen und Rahmungen zu schaffen, in denen Menschen – auch jenseits der Zweigeschlechtlichkeit – auf geschlechtergerechte Weise zusammenarbeiten können, ohne dabei in geschlechterstereotype Rollen gedrängt zu werden. Wenn Frauen und Männer ihre Geschlechtszugehörigkeit nicht als Professionalitätsmerkmal anführen können, kann kritisch hinterfragt werden, warum es für die Organisationen der Sozialen Arbeit überhaupt wichtig ist, neben Frauen auch Männer zu beschäftigen. Wenn Frauen und Männer über die gleichen Fähigkeiten verfügen, respektive die Fähigkeiten nicht von ihrem Geschlecht abhängen, dann bräuchte es eigentlich keine

Männer in der Sozialen Arbeit und die Frauen müssten neben der gesellschaftlichen Abwertung ihrer beruflichen Tätigkeit nicht noch innerhalb ihrer Organisation durch die Vorzugsbehandlung ihrer Kollegen Nachteile erfahren. Aber es braucht die Männer in der Sozialen Arbeit – und hier geht es explizit um die Männer an der Basis der Sozialen Arbeit. Solange Frauen und Männer unterschiedlich sozialisiert werden, verfügen sie über andere Lebenserfahrungen und Bewältigungsverfahren. Das gilt auch für Professionelle, die nicht dem dichotomen Schema „Frau oder Mann“ entsprechen können oder wollen. Sie verfügen über Erfahrungen mit ausgrenzenden Normen und einem trotzdem gelingenden Leben. Diese Vielfalt braucht es in der professionellen Sozialen Arbeit.

Soziale Arbeit kann gegenüber der Gesellschaft eine Vorbildfunktion einnehmen, zum Beispiel in Bezug auf familienfreundliche Arbeitsplätze auch für Männer oder das Hinterfragen heterosexueller oder anderer ausgrenzender Normen. Dafür muss sie sich aber, vertreten durch die Professionellen, die Organisationen, den Berufsverband und die Fachhochschulen, selbstsicher in die gesellschaftlichen Diskurse eingeben. Das verlangt gerade keine festgesetzte Position, sondern ein Denken, Sprechen und Handeln im Bewusstsein dessen, dass die Gesellschaft nach wie vor zweigeschlechtlich funktioniert und dass dadurch Ausschlüsse und ungerechtfertigte Differenzen produziert werden, die es zu bedenken und anzusprechen gilt und denen handelnd entgegengewirkt werden muss. Dabei handelt es sich um einen Prozess, der vermutlich nie abgeschlossen werden kann. Dieser Umstand weist nicht auf die Nutzlosigkeit der Bestrebungen hin, sondern auf ihre dringende Notwendigkeit.

Diese Master-Thesis befasste sich mit der übergeordneten Frage, inwiefern die Erkenntnisse der Gender/Queer Studies dazu beitragen können, die herrschenden Geschlechterverhältnisse und ihre Auswirkungen auf die Professionalisierung der Sozialen Arbeit zu verstehen und zu verändern. Die Auseinandersetzung hat gezeigt, dass „Weiblichkeit“ weder während den historischen Phasen der Professionalisierung noch in der aktuellen Phase unhinterfragt mit der Sozialen Arbeit in Verbindung gebracht werden kann. Die Untersuchungen haben aber auch ergeben, dass die Beurteilung der Sozialen Arbeit auf der gesellschaftlichen Ebene heute wie damals in engem Zusammenhang mit abgewerteter Weiblichkeit steht. Durch den Einbezug der Theorien der Gender/Queer Studies konnten Wege aufgezeigt werden, wie in der Sozialen Arbeit bestehende heteronormative Geschlechterverhältnisse hin zu einem gleichwertigen Geschlechterverhältnis verändert werden können. Dennoch bleiben auf der individuellen und organisationalen Ebene Paradoxien und Schwierigkeiten in Bezug auf den Umgang mit Geschlecht bestehen. In der Sozialen Arbeit ist es aber Inbegriff des professionellen Handelns, paradoxe Situationen zu erkennen, auszuhalten und auszubalancieren und für schwierige Situationen in Zusammenarbeit mit allen Beteiligten die bestmögliche

Lösung zu finden. Damit verfügt die Soziale Arbeit über einige Voraussetzungen zur Überwindung der herrschenden Geschlechterverhältnisse.

Literaturverzeichnis

- Abplanalp, E., Benz, P., Gerber, S. & Kunz, R. (2009). Chancengleichheit an den Fachhochschulen. Anspruch und Wirklichkeit – Dozentinnen diskutieren. *SozialAktuell*, 41(9), S. 17 – 19.
- Becker-Schmidt, R. (2010). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. (S. 65 – 74) (3. erweit. und durchges. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (2003). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. (M. Plessner, Übers.) (19. Aufl.). Frankfurt a. M.: Fischer Verlag. (Originalwerk publiziert 1966)
- Bereswill, M. & Stecklina, G. (2010). Frauenbewegungen und Soziale Arbeit. In M. Bereswill & G. Stecklina (Hrsg.), *Geschlechterperspektiven für die Soziale Arbeit. Zum Spannungsverhältnis von Frauenbewegungen und Professionalisierungsprozessen* (S. 7 – 18). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Boos, S. (2012). Zeit statt Geld – die Währung für die Frau. *WOZ*, 32(26), S. 3.
- Bublitz, H. (2010). *Judith Butler. Zur Einführung*. (3. vollst. überarb. Aufl.). Hamburg: Junius-Verlag.
- Bujnoch, S. (2008). Geschlechterhierarchien in der Sozialen Arbeit – Ursachen und mögliche Wege zur Veränderung. In A. Bramberger (Hrsg.), *Geschlechtersensible Soziale Arbeit* (S. 27 – 43). Wien und Berlin: Lit Verlag.
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2011). *Frauen und Männer an den Schweizer Hochschulen. Indikatoren zu geschlechtsspezifischen Unterschieden*. Neuchâtel: BFS.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend [BMFSFJ]. (2011). *Abschlussbericht des Forschungsprojektes „Zivildienst als Sozialisationsinstanz für junge Männer“* (PDF). Zugriff am 03.05.2012 auf http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Zivildienst-als-Sozialisationsinstanz-f_C3_BCr-junge-M_C3_A4nner.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. (K. Menke, Übers.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. (Originalwerk publiziert 1990)
- Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht*. (K. Wördemann, Übers.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. (Originalwerk publiziert 1993)
- Degele, N. (2008). *Gender / Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG.

- Dewe, B. & Otto, H.-U. (2010). Reflexive Sozialpädagogik. Grundstrukturen eines neuen Typs dienstleistungsorientierten Professionshandelns. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (S. 197 – 217) (3. überarb. u. erw. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ehlert, G. (2010). Profession, Geschlecht und Soziale Arbeit. In M. Bereswill & G. Stecklina (Hrsg.), *Geschlechterperspektiven für die Soziale Arbeit* (S. 45 – 60). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Fachhochschule Nordwestschweiz (2012). *Anschlussfähigkeit im europäischen Raum und Zugang zu Ph.-D. Studien/Promotion*. Zugriff am 29.02.2012 auf <http://www.fhnw.ch/sozialarbeit/bachelor-und-master/masterstudium/allgemeine-informationen/weiterfuehrung-breisgau>
- Feldhoff, K. (2006). Soziale Arbeit als Frauenberuf – Folgen für sozialen Status und Bezahlung?! In M. Zander, L. Hartwig & I. Jansen (Hrsg.), *Geschlecht Nebensache? Zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der Sozialen Arbeit* (S. 33 – 55). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gerhard, U. (1989). Menschenrechte – Frauenrechte 1789. In V. Schmidt-Linsenhoff (Hrsg.), *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und Neue Weiblichkeit 1760 – 1830*. Frankfurt am Main: Jonas Verlag.
- Gildemeister, R. (2010). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 137 – 145) (3. erweit. und durchges. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, R. & Wetterer A. (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In G.-A. Knapp & A. Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 201 – 254). Freiburg i. Br.: Kore Verlag.
- Goffman, E. (1994). Das Arrangement der Geschlechter. (M. Kusenbach & H. Knoblauch, Übers.) (Originalwerk publiziert 1977). In E. Goffman, *Interaktion und Geschlecht* (S. 105 – 158). Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Gredig, D. & Goldberg, D. (2010). Soziale Arbeit in der Schweiz. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (S. 403 – 423) (3. überarb. u. erw. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grossmass, R. (2011). „Klienten“, „Adressaten“, „Nutzer“, „Kunden“ – diskursanalytische Überlegungen zum Sprachgebrauch in den sozialen Berufen (PDF). Zugriff am 21.07.2012. Verfügbar unter http://www.ash-berlin.eu/hsl/freedocs/200/Diskursanalytische_Ueberlegungen_zur_Zielgruppenbezeichnung_in_sozialen_Berufen.pdf

- Hagmann-White, C. (1993). Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. *Feministische Studien*, 11(2), S. 68 – 78.
- Hauss, G. (2011). Geschichten zur Sozialen Arbeit – Kontext und Entwicklungslinien. In AvenirSocial (Hrsg.), *Wir haben die Soziale Arbeit geprägt. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen von ihrem Wirken seit 1950* (S. 15 – 26). Bern, Stuttgart & Wien: Haupt Verlag.
- Heintz, B. & Nadai, E. (1998). Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* (27)2, S. 75 – 93.
- Heite, C. (2010). Soziale Arbeit – Postwohlfahrtsstaat – Geschlecht. Zum Zusammenhang von Professionalität und Politik. In K. Böllert & N. Oelkers (Hrsg.), *Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation* (S. 25 – 38). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hering, S. (2010). „Frühe“ Frauenforschung: Die Anfänge der Untersuchungen von Frauen über Frauen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 331 – 339) (3. erweit. und durchges. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hering, S. & Münchmeier, R. (2010). Restauration und Reform – Die Soziale Arbeit nach 1945. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (S. 109 – 130) (3. überarb. u. erw. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jäger, M. (2010). Diskursanalyse: Ein Verfahren zur kritischen Rekonstruktion von Machtbeziehungen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 387 – 391) (3. erweit. und durchges. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klinger, C. (1995). Zwei Schritte vorwärts, einer zurück – und ein vierter darüber hinaus. Die Etappen feministischer Auseinandersetzung mit der Philosophie. *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie*, 5(12), S. 81 – 97.
- Knapp, G.-A. (2001). Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht. In G.-A. Knapp & A. Wetterer (Hrsg.), *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik* (S. 15 – 62). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Knapp, G.-A. (2003). Aporie als Grundlage: Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation. In G.-A. Knapp & A. Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 240 – 265). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

- Knapp, G.-A. (2011). Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In R. Becker-Schmidt & G.-A. Knapp, *Feministische Theorien. Zur Einführung* (S. 65 - 104) (5. erg. Aufl.). Hamburg: Junius Verlag.
- Lenz, I. (2010). Frauenbewegungen: Zu den Anliegen und Verlaufsformen von Frauenbewegungen als sozialen Bewegungen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 867 – 877) (3. erweit. und durchges. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, N. (1988). Frauen, Männer und George Spencer Brown. *Zeitschrift für Soziologie*, 17(1), S 47 – 71.
- Maihofer, A. (1995). *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.
- Maihofer, A. (2006). Von der Frauen- zur Geschlechterforschung – Ein bedeutsamer Perspektivenwechsel nebst aktuellen Herausforderungen an die Geschlechterforschung. In B. Aulenbacher, M. Bereswill, M. Löw, M. Meuser, G. Mordt, R. Schäfer & S. Scholz (Hrsg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Master in Sozialer Arbeit Bern – Luzern – St. Gallen – Zürich. (o. J.). Doktorat. Zugriff am 29.02.2012 auf <http://www.masterinsozialerarbeit.ch/promotion>
- Matter, S. (2011). Von sozialen Frauenschulen zu Schulen für Soziale Arbeit. Ein Blick auf die Geschichte der Berufsausbildung in der Sozialen Arbeit. *SozialAktuell*, 43(11), S. 23 – 24.
- Müller, B. (2010). Professionalität. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (S. 955 – 974) (3. überarb. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nadai, E., Sommerfeld, P., Bühlmann, F. und Krattiger B. (2005). *Fürsorgliche Verstrickung. Soziale Arbeit zwischen Profession und Freiwilligenarbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ney, P. (o. J.). *Methodisches Handeln als Sozialtechnologie? Zur Professionalisierungsfrage der Sozialen Arbeit (PDF)*. Zugriff am 28.03.2012. Verfügbar unter http://www.sozialerarbeit.at/data/documents/ney_sozialtechnologie.pdf
- Nussbaum, M. (1999). The Professor of Parody. *The New Republic*, 85(8), S. 1 – 13.
- Rerrich, M. S. (2010). Soziale Arbeit als Frauenberuf: der lange Weg zur Gendered Profession. In C. Engelfried & C. Voigt-Kehlenbeck (Hrsg.), *Gendered Profession. Soziale Arbeit vor neuen Herausforderungen in der zweiten Moderne* (S. 91 – 105). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rose, L. (2007). *Gender und Soziale Arbeit. Annäherungen jenseits des Mainstreams der Genderdebatte*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

- Saitovic, L., Flury, N. & Müller, T. (2007). *Umgang mit Gender in Organisationen Sozialer Arbeit*. Projektbericht, FHS St. Gallen.
- Scherr, A. (2010). Männer als Adressatengruppe und Berufstätige in der Sozialen Arbeit. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (S. 559 – 568) (3. überarb. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schmidt, U. P. (1991). Neue Herausforderungen an der Front sozialpädagogischer Arbeit. Auswirkungen auf die Entwicklung der Heimerziehung (HE) und Folgerungen für die Zusammenarbeit im Sozialbereich. In F. Herzog (Hrsg.), *20 Jahre nach der Heimkampagne. Neue Herausforderungen an der Front sozialpädagogischer Arbeit* (S. 17 – 55). Luzern: Edition SZH/SPC.
- Shuler, B. (2011). Vom Umgang mit den Schwächsten. Fremdunterbringung von Kindern im Wandel der Zeit. *SozialAktuell*, 43(11), S. 25 – 29.
- Socialinfo. (2012). *Wörterbuch der Sozialpolitik. Neoliberalismus*. Zugriff am 18.06.2012 auf <http://www.socialinfo.ch/cgi-bin/dicopossode/show.cfm?id=429>
- Staub-Bernasconi, S. (2009). Der Professionalisierungsdiskurs zur Sozialen Arbeit (SA/SP) im deutschsprachigen Kontext im Spiegel internationaler Ausbildungsstandards. Soziale Arbeit – eine verspätete Profession? In R. Becker-Lenz, S. Busse, G. Ehlert & S. Müller (Hrsg.), *Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven* (S. 21 – 45). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sutter, G. (2011). Soziale Arbeit statt polizeiliche Kontrolle. Professionelle Sozialhilfe und Methodenwandel vor 1960. *SozialAktuell*, 43(11), S. 20 – 22.
- TU Berlin. (2007). *Literaturtheorien im Netz. Poststrukturalismus*. Zugriff am 01.07.2012 auf <http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/v/littheo/methoden/poststrukturalismus/index.html>
- Von Redecker, E. (2011). *Zur Aktualität von Judith Butler. Einführung in ihr Werk*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wallner, C. (2008). Frauenarbeit unter Männerregie oder Männerarbeit im Frauenland? Einblicke in die Geschlechterverhältnisse sozialer Fachkräfte im Wandel Sozialer Arbeit. In K. Böllert & S. Karsunky (Hrsg.), *Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit* (S. 29 – 45). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wetterer, A. (2003). Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In G.-A. Knapp & A. Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 286 – 319). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Wetterer A. (2007). Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Zentrale Ergebnisse des Forschungsschwerpunkts „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“ im Überblick. In R. Gildemeister & A. Wetterer (Hrsg.), *Erosion oder Repro-*

duktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen (S. 189 – 214). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

Wetterer A. (2010). Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 126 - 136) (3. erweit. und durchges. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Persönliche Erklärung Einzelarbeit

Erklärung der Studierenden zur Master-Thesis-Arbeit

Studierende: Andrea Scherrer

Master-Thesis-Arbeit: Weiblichkeit!? und Soziale Arbeit. Eine theoretische Betrachtung des Professionalisierungsdiskurses der Sozialen Arbeit aus der Geschlechterperspektive.

Abgabe: 10. August 2012

Fachbegleitung: Prof. Gabriella Schmid

Ich, Andrea Scherrer, habe die oben genannte Master-Thesis-Arbeit selbstständig verfasst.

Wo ich in der Master-Thesis-Arbeit aus Literatur oder Dokumenten *zitiere*, habe ich dies als Zitat kenntlich gemacht. Wo ich von anderen Autorinnen oder Autoren verfasste Texte *referiere*, habe ich dies reglementskonform angegeben.

Ort und Datum:

Unterschrift:

Neu St. Johann, 3. August 2012